

H. R. RÜEGGS
SPRACH- UND LEHRBUCHER
FÜR DIE
SCHWEIZERISCHEN VOLKSSCHULEN

Lehr- und Lesebuch

für die mittleren Klassen
schweizerischer Volksschulen.

Herausgegeben

von

H. R. Rüegg.

Zweiter Teil.

Fünftes Schuljahr.

Ausgabe für den Kanton Baselstadt.



Zürich,

des Art. Institut Orell Füssli,
1893.

Biblioteka im. Hieronima
Łopacińskiego w Lublinie

324095

T 2



Hinger-C
und Poe

I, Stilistik
Fr. 4. 60

Hoh, Ger

Wörtern und Ausdrücken für Schule und Haus.

deutschen
Fr. 1. 50

. Das Buch wird nicht nur in der Schule, sondern auch außerhalb derselben als Nachschlagebuchein großer Anknag finden.

Jedes Bemühen, die deutsche Schriftsprache zu pflegen und zu heben, muß lebhaft begrüßt werden, denn dieselbe wird neben den Fremdsprachen nur zu häufig vernachlässigt, so daß man selbst Gebildete hiers grobe Verhältnisse gegen den guten Stil begehen sieht und hört. Wer ein größeres Wörterbuch anzuschaffen mühen ist, dem ist die Anschaffung dieses Büchleins sehr zu empfehlen.

Scherr, J. Thom., Bildungsfreund. I. Bd.

Fr. 2. 40

. Prosa: neu bearbeitet von Dr. G. Weisus.

— — Bildungsfreund. II. Bd.

Fr. 2. 40

. Poesie; neu bearbeitet von Dr. Gottfried Keller.

Spörri, Heinrich, Deutsches Lesebuch für Schweiz. Sekundar-, Real- und Bezirksschulen. 1. Teil. 3. Aufl.

Fr. 3. —

— — Deutsches Lesebuch für Schweiz. Sekundar-, Real- und Bezirksschulen. II. Teil. 2. Aufl.

Fr. 3. —

— — Deutsches Lesebuch für Schweiz. Sekundar-, Real- und Bezirksschulen. III. Teil.

Fr. 3. 50

. Dieses viel verbreitete Lesebuch wurde vor der Drucklegung vom Verfasser einer Kommission von anerkannten Fachmännern vorgelegt, aus deren einsätzlicher Beratung es in seiner nunmehrigen Form hervorging. Das vaterländische Element ist darin in weitgehender Weise berücksichtigt, und der neuesten Literatur schenkt der Verfasser seine volle Aufmerksamkeit.

. Befuß Ermöglichung der Einführung sind wir bereit, Spezialrabatte für dieses Lesebuch zu gestatten.

Die Bruchlehre im Anschauungsunterricht.

8 Wandtafeln in zweifarbigem Drucke zu 1 Franken per Stück.

1. Tafel: Vergleichung der Bruchteile.

2. " Vereinfachung und Erweiterung der Brüche.

3. " Gemischte Zahlen. Unächte Brüche.

4. " Verwandlung ungleichnamiger Brüche in gleichnamige.

5. " Addition gleichnamiger und ungleichnamiger Brüche.

6. " Addition gemischter Zahlen.

7. " Subtraktion der Brüche.

8. " Subtraktion gemischter Zahlen.

. Diese Wandtafeln für den Unterricht in der Bruchlehre werden binnen kurzem ihren Weg in alle Schulzimmer finden, denn eine bessere Art des Unterrichtes kann es nicht geben.

Fremdsprachlicher Unterricht.

Englisch.

Baumgartner, Andreas, Prof., Lehrgang der englischen Sprache.

1. Teil 3. Aufl. Fr. 1. 80, II. Teil Fr. 2. —

. Der Verfasser befolgte bei seiner Arbeit folgende Grundsätze: Zusammenhängende methodische Stücke gleich von Anfang an, viel englisches, wenig deutsches Übungsmaterial, viel Praxis, wenig Theorie, wodurch rasche Fortschritte gesichert sind.

Klein, Th. G., Dr., Englische Diktierübungen. Für den Gebrauch in Schulen und beim Privatunterrichte.

Fr. 2. —

Lehr- und Lesebuch

für die mittleren Klassen

Schweizerischer Volksschulen.

Herausgegeben

von

S. R. Rüegg.



Zweiter Teil.

Fünftes Schuljahr.

Ausgabe für den Kanton Baselland.

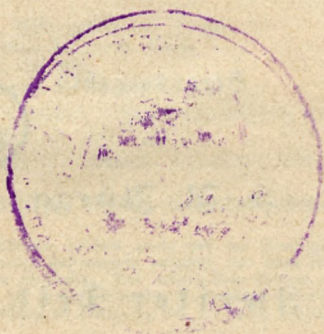


Zürich,

Druck und Verlag des Art. Institut Orell Füßli.

1893.

145247
2320986



324095 /2

803.0(075)

Sprachliche Abteilung.

Erster Abschnitt.

Lesestücke.

1. Das walte Gott!

Das walte Gott! Mehr braucht es nicht!
Wer dies Gebet von Herzen spricht,
darf an sein Werk mit Freuden gehn
und treuer Hilfe sich versehn.

Julius Sturm.

2. Eine Frage.

Sag an, wer ist der *eine*, der Meister so geschickt,
der mit so reichem Scheine die Blümlein hat geschmückt,
der hoch am Himmelskreise sein Zelt gespannt aus
und mit demselben Fleisse der Schnecke baut ihr Haus,
der über Länder zücket die Blitze weiss und blau
und dann das Feld erquicket mit kühlem, frischem Tau?
Den Meister gross und milde, den nenne mir geschwind,
der dich nach seinem Bilde geziert, mein liebes Kind,
der, bist du fromm gegangen dem stillen Grabe zu,
dich jenseits wird empfangen in seiner ew'gen Ruh!

G. Görres.

3. Der Herr der Herren.

Der Landgraf Philipp von Hessen ritt einst über Feld. Er
saß stattlich zu Pferde mit Schwert und Panzer, und hinter
ihm ritten seine Begleiter. Da zog ein Gewitter am Himmel
auf, und als die Reiter an einen Wald kamen, da schlug der



Blitz vor dem Landgrafen krachend in eine Gasse und zerschmetterte sie. Das Roß des Landgrafen sank erschrocken in die Kniee, und der Landgraf fiel zu Boden. Da sprengten die Diener heran und riefen: „Ach, ihr seid doch nicht beschädigt, gnädiger Herr? Ihr habt doch kein Unglück erlitten, gnädigster Herr?“ — Aber der fromme Landgraf stand auf, deutete mit der Hand gen Himmel und sprach: „Was nennet ihr mich „gnädiger Herr“? Der da oben donnert, der ist der Herr! Und er ging im Wetter gnädig an mir vorüber.“

Gaspari.

4. Gottes Ange.

1. Am hohen Himmel blinken viel Sternlein wunderbar;
sie leuchten durch das Dunkel, so lieblich und so klar;
2. Also auch Gottes Auge gar treu und helle wacht;
so leuchtet seine Liebe auch in der dunkeln Nacht.
3. Der alle Sternlein zählet, der kennt und liebt auch mich;
der ihre Wege lenket, führt mich auch gnädiglich.
4. Wie soll ich, Gott, dir danken? Ich bin so arm und klein.
Doch will ich jetzt und ewig dein treues Kindlein sein.

G. Ch. Dieffenbach.

5. Die wandelnde Glocke.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
zur Kirche sich bequemen,
und Sonntags fand es stets ein „wie“,
den Weg ins Feld zu nehmen.

2. Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
und so ist dir's befohlen,
und hast du dich nicht hingewöhnt,
sie kommt und wird dich holen.“

3. Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
da droben auf dem Stuhle.“
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief es aus der Schule.

4. Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr;
die Mutter hat gefackelt;
doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

5. Sie wackelt schnell; man glaubt es kaum.
Das arme Kind in Schrecken,
es läuft, es kommt, als wie im Traum;
die Glocke wird es decken.

6. Doch nimmt es richtig seinen Hufsch,
und mit gewandter Schnelle
eilt es durch Ager, Feld und Busch
zur Kirche, zur Kapelle.

7. Und jeden Sonn- und Feiertag
gedenkt es an den Schaden,
läßt durch den ersten Glockenschlag,
nicht in Person, sich laden.

Göthe.

6. Der rechte Weg.

Der Vater mit dem Sohn ist über Feld gegangen;
sie können nachtverwirrt die Heimat nicht erlangen.
Nach jedem Felsen blickt der Sohn, nach jedem Baum,
Wegweiser ihm zu sein im weglos dunkeln Raum.

Der Vater aber blickt indessen nach den Sternen,
 als ob der Erde Weg er woll' vom Himmel lernen.
 Die Felsen blieben stumm; die Bäume sagten nichts;
 die Sterne deuteten mit einem Streifen Lichts.
 Zur Heimat deuten sie; wohl dem, der traut den Sternen;
den Weg der Erde kann man nur am Himmel lernen.

Fr. Rückert.

7. Der Wiedergenezene.

Ein reicher Jüngling zu Rom hatte krank gelegen an einem schweren Übel; endlich genas er und ward gesund.

Da ging er zum erstenmal hinaus in den Garten und war wie neu geboren. Er wandte jetzt sein Antlitz gen Himmel und sprach: „O, du Allgütiger, könnte ein Mensch dir etwas vergelten, wie gerne wollt' ich alle meine Habe geben!“

Solches hörte Hermas, genannt der Hirte, und sprach zu dem reichen Jüngling: „Von oben kommt die gute Gabe; dahin vermagst du nichts zu senden. Komm, folge mir!“

Der Jüngling folgte dem frommen Greise, und sie kamen in eine dunkle Hütte; daselbst war eitel Jammer und Elend; denn der Vater lag krank, und die Mutter weinte; die Kinder aber waren nackend und schrieten nach Brot.

Da erschrak der Jüngling. Hermas aber sprach: „Sieh hier einen Altar für deine Opfer! Sieh hier des Herrn Brüder und Stellvertreter!“

Da that der reiche Jüngling seine Hand über sie auf und gab ihnen reichlich und pflegte den Kranken. Und die erquickten Armen segneten ihn und nannten ihn einen Engel Gottes.

Hermas aber lächelte und sprach: „So wende du immer dein dankbares Antlitz erst gen Himmel und dann zur Erde.“

F. A. Brummacher.

8. Das beste Ruhekissen.

1. Es lag ein Mann auf seid'nem Pfühl;
 doch schlug sein Herz ihm bang und schwül;
 er warf sich hin, er warf sich her,
 als ob sein Bett von Dornen wär',

und träumt' er, war's ein banger Traum;
 denn in des Herzens dunklem Raum,
 da wohnte Schuld und Furcht vor Strafen
 und liess nicht ruhen ihn und schlafen.

2. Ein and'rer Mann lag nebenbei
 auf einer harten, niedern Streu;
 doch schlief er sanft und träumte süß
 vom Himmelsglück und Paradies.
 Und fragst du, wer ihn eingewiegt,
 ihn, der so sanft und friedlich liegt?
 Sein Engel war's, sein gut *Gewissen*;
 das legte sanft sein Ruhekissen.

Agnes Franz.

9. Vom Gebrauche der Glieder.

Soll dein Thum Gott wohlgefallen,
 so gebiet den Gliedern allen:
 deinem Auge, daß es spähe
 Gutes fern und in der Nähe;
 deinem Ohre, daß es höre
 weisen Rat und fromme Lehre;
 deiner Zunge, daß sie bringe
 Dank dem Schöpfer aller Dinge;
 deinen Händen, daß sie spenden,
 das Erworb'ne nicht verschwenden;
 deinen Füßen, daß sie gern,
 gehen zu dem Haus des Herrn.

Fr. Rüderi.

10. Der Kürbis und die Eiche.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche
 und betrachtete eine Kürbisstaude, die an dem nächsten
 Gartenzaune emporwuchs. Da schüttelte er den Kopf
 und sagte: „Hm, hm! Das gefällt mir nicht, dass die
 kleine, niedrige Staude dort so grosse, prächtige Früchte
 trägt, der grosse, herrliche Eichbaum aber nur so kleine,

armselige Früchte hervorbringt. Wenn ich die Welt erschaffen hätte, so hätte mir der Eichbaum mit lauter grossen, goldgelben, centnerschweren Kürbissen prangen müssen. Das wäre dann eine Pracht zum Ansehen gewesen!

Kaum hatte er dies gesagt, so fiel eine Eichel herab und traf ihn so stark auf die Nase, dass sie blutete. „O weh!“ rief jetzt der erschrockene Mann, „da habe ich für meine Naseweisheit einen derben Nasenstüber bekommen. Wenn diese Eichel ein Kürbis gewesen wäre, so hätte er mir die Nase zerquetscht.“

Chr. Schmid.

11. Gott lebt noch.

Bei Meister Martin war die Not zu Haus;
aus jedem Winkel guckte sie heraus;
sie machte sich in Küch' und Keller breit;
sie saß am leeren Tisch zur Mittagszeit
und legte selbst am Abend schadenfroh
sich mit dem Müden auf die Schütte Stroh.
Und ob's der Meister noch so eifrig trieb,
arbeitend halbe Nächte munter blieb,
umsonst; es wuchs die Not mit jedem Tag,
und mutlos ward der Meister allgemach,
ließ ruhn die fleiß'ge Hand und seufzte schwer
und wankte, wie ein Schatten, bleich umher;
und mahnte ihn sein Weib, auf Gott zu traun,
zog er zusammen finst'rer noch die Frau'n
und brummte: „Weib, laß mir das Trösten sein;
uns kann vom Elend nur der Tod befrein!“
Da schwieg die Frau und sprach kein Wörtlein mehr
und wankte, wie ein Schatten, bleich umher,
saß müßig an dem Rocken stundenlang
tief in Gedanken still und seufzte bang. —
Da sprach der Mann: „Was fehlt dir nur, Marie?“

Und als sie schwieg, drang er noch mehr in sie,
 sie sollte ihm ihr Leiden doch gestehn;
 er könne sie nicht mehr so traurig sehn.
 Und sie darauf: „Ach, in verwich'ner Nacht
 Hat mir ein Traum das Herz so schwer gemacht;
 ja, bester Mann, ich will dir's nur gestehn;
 ich hab' im Traum den lieben Gott gesehn;
 er lag im Sarg; sein Haar war silberweiß,
 und weinend standen Engel rings im Kreis.
 Der Helfer starb, nie endet uns're Not;
 der liebe Gott, der liebe Gott ist tot!“
 Da lächelte der Mann nach langer Zeit
 zum erstenmal und sprach mit Freundlichkeit:
 „Ei, ei, Marie, wie du so thöricht bist;
 weißt du denn nicht, daß Gott unsterblich ist,
 daß er, erhaben über Raum und Zeit,
 regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit?“ —
 „Wie,“ sprach die Frau, „so glaubst du, lieber Mann,
 daß Gott im Himmel niemals sterben kann,
 daß er derselbe bleibet fort und fort,
 und wähltest ihn doch nicht zu deinem Hort
 und setztest deine Hoffnung nicht auf ihn,
 daß Hilfe stets zur rechten Zeit erschien'?“ —
 Da fiel's wie Schuppen von des Mannes Geist.
 „Ja, Gott ist treu; er hält, was er verheißt!
 Dank, liebes Weib, du wecktest mein Vertrau'n.
 Auf Gottes Hilfe will ich freudig bau'n,
 und zag ich jemals wieder in der Not,
 dann frag mich nur: Ist denn der Herrgott tot?“ —
 Jul. Sturm.

12. Die sonderbare Mauer.

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren während des Krieges in grossen Ängsten. Besonders eine Nacht war für sie fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend; der nächtliche Himmel war bald da, bald dort

von Feuersbrünsten rot, wie Blut. Zudem war es Winter und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert und jetzt, in der rauhesten Jahreszeit, von Haus und Hof verjagt zu werden.

Grosseltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch in der Stube bei einander auf und beteten beständig. Die Grossmutter betete in der Einfalt ihres Herzens den Vers eines alten Kirchenliedes:

„Eine Mauer um uns bau,
dass dem Feinde davor grau'!“

Der junge Bauer, welcher andächtig zuhörte, sagte: „Ei, Grossmutter, da bittet ihr ja von Gott etwas Unmögliches.“ „Ich will damit nicht gesagt haben,“ versetzte die Grossmutter, „dass Gott um unser Haus gerade eine Mauer bauen solle, sondern ich wollte Gott nur bitten, dass er uns vor dem Feinde gnädiglich in Schutz nehme. Aber, wenn es Gott gefiele, eine Mauer um uns her zu bauen, meinst du nicht, dass er dies könnte?“

Indes 'ging die Nacht vorüber, ohne das ein feindlicher Soldat ins Haus kam. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie aber morgens sich vor die Thüre wagten, siehe, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee vom Winde so hoch, wie eine Mauer, aufgetürmt, dass man gar nicht zum Haus kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Grossmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
der hat auf keinen Sand gebaut.“

Chr. Schmid.

13. Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, wosern du ihn nicht geprüft hast. An der Tafel des Gastmahls giebt es mehr derselben, als an der Thüre des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er hart, aber unschuldig verklagt war. „Wer unter euch,“ sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet.“ Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er wegen anderer Geschäfte nicht mit ihm gehen könne. Der zweite begleitete ihn bis zur Thüre des Rathauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und reichlich beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser zurück. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Herder.

14. Der Mensch schaltet; Gott waltet.

Thue das Deine; Gott thut das Seine.

Gott lässt wohl sinken, aber nicht ertrinken.

Wen Gott nicht hält, der fällt.

Wen Gott nass macht, den macht er auch wieder trocken.

Wer Gott fürchtet, hat nichts anderes zu fürchten.
 Giebt Gott Häschen, giebt er auch Gräschen.
 Hüte dich vor Übelthaten;
 Feld und Wald kann dich verraten,
 Hoch auf Bergen, tief im Thal,
 Gottes Aug' ist überall.

Volksmund.

15. An Gottes Segen ist alles gelegen.

„An Gottes Segen ist alles gelegen,“
 sprach in der Morgenfrüh' der faule Thor,
 der Jörg, und drehte sich auß' andre Ohr.
 Er denkt, der liebe Herrgott wird schon sorgen,
 und schläft und schnarcht bis in den hellen Morgen.
 Ihr denkt wohl, der wär' ein guter Christ,
 weil seinem Gott die Sach' er überlassen?

Wißt ihr, wie's ihm ergangen ist?
 Die Kinder rufen's auf den Gassen:
 Der arme Tropf! An Leib und Seel' verdorben,
 ist er in unserm Armenhaus gestorben.
 Nichts ist's, sprach er im Tode noch voll Spottes,
 nichts ist es mit dem „Segen Gottes“.

„An Gottes Segen ist alles gelegen,“
 sprach Hans, sprang auf und hing sich an zu regen.
 Er ordnet Haus und Stall am frühen Morgen;
 dem Großen, wie dem Kleinen, gilt sein Sorgen.
 Mit frommem Sinn thut er den Acker bauen;
 er pflügt und pflanzt mit frohem Gottvertrauen.

Was ist aus unserm Hans geworden?
 Ein braver Mann, an Leib und Seel' gesund,
 sprach er als Greis mit stillvergnügtem Mund:
 „Ich hab' mein' Sach' gethan; doch allerwegen
 „An Gottes Segen war alles gelegen.“

J. Braßel.

16. Kind und Mutter.

1. „Lieb' Mutter, was leuchtet so golden und klar
des Schwesterchens dunkles Augenpaar?
So leuchten die goldenen Kugeln kaum
in heiliger Christnacht am Tannenbaum.“
2. „Dass Schwesterchens Augen so leuchtend sind,
das macht die *Liebe*, mein gutes Kind!
Sie blickt heraus; sie blickt hinein
und giebt dem Auge den goldenen Schein.“
3. „Ich liebe dich, Mutter! O, sieh doch schnell,
sind meine Augen jetzt auch so hell?“
„Ja, hell wie Gold!“ — „Und die deinen gar,
lieb' Mutter, die sind, wie die Sonne, so klar.“

Jul. Sturm.

17. Kindliche und brüderliche Liebe.



Ein Schiff, welches nach Indien fahren wollte, litt Schiffbruch. Ein Teil der Mannschaft rettete sich bei den Kaffern ans Land, der andere begab sich auf einem Fahrzeuge, das

sie aus den Trümmern des gescheiterten Schiffes zusammengebaut hatten, wieder ins Meer. Der Steuermann, welcher das kleine Fahrzeug zu schwer beladen sah, meldete dem Kapitän, daß es untersinken würde, wenn man nicht ein Duzend Menschen ins Wasser werfe. Das Los traf unter andern einen Soldaten. Sein jüngerer Bruder fiel nun dem Kapitän zu Füßen und bat, daß man ihn statt seines Bruders ins Meer werfen möchte. „Mein Bruder,“ sagte er, „ist eher im Stande, als ich, meinen Vater, meine Mutter und meine Schwestern zu ernähren; ohne ihn würden sie alle im äußersten Elende sein. Erhältet sein Leben und werfet mich ins Meer, da ich ihnen nichts nützen kann.“

Der Kapitän erfüllte endlich seine Bitte und ließ ihn über Bord werfen. Der junge Mann schwamm sechs ganze Stunden hinter dem Fahrzeuge her, bis er es endlich einholte. Jeder wurde von seiner Standhaftigkeit gerührt; man nahm ihn wieder ins Schiff, und so rettete er sich und seinem Bruder das Leben.

Schubert.

18. Der junge Baum.

1. Das schöne, junge Bäumchen hier ist, wie man sagt, gleich alt mit mir und trägt, so jung und zart, schon Früchte von der besten Art.
2. Es lohnt dem Gärtner, dessen Hand so vielen Fleiss darauf verwandt. — Wie wird es ihn erfreuen, wird es zum Baum erwachsen sein!
3. O, bin ich nicht dem Bäumchen gleich? Zwar jetzt nur noch an Blüten reich; doch, giebt mir Gott Ge-
deihn, so will ich's auch an Früchten sein!

Weisse.

19. Die Henne und ihre Küchlein.

Eine Henne sah in der Luft den Habicht schweben. Da rief sie ihre Küchlein zusammen. Diese sprangen eilig herbei, und die Mutter barg sie unter ihre Flügel; nur eines fehlte noch. Dieses stand am Ufer eines Teiches und sah dem Plätschern der Enten zu. Die Henne lockte immer ängstlicher;

aber das Küchlein rief: „Ich mag nicht kommen; hier ist es schöner, als unter deinen Flügeln.“ — „Ach, Kind,“ rief die Mutter, „komm schnell! Siehst du den Habicht über dir?“ — Das Küchlein sah empor; aber schon schoß der Habicht herab, erfaßte es mit seinen Krallen und trug es fort. Vergebens schrie das Küchlein; der Habicht fraß es auf.

20. Der Knabe und die Datteln.

Ein Knabe ass, wie viele Knaben,
die Datteln um sein Leben gern,
und um des Guten viel zu haben,
so pflanzt er einen Dattelkern
in seines Vaters Garten.

Der Nachbar sah ihm lächelnd zu
und sagte: „Datteln pflanzenst du?
O Kind, da musst du lange warten;
denn wisse, dieser edle Baum
trägt oft nach zwanzig Jahren kaum
die ersten seiner süßen Früchte.“

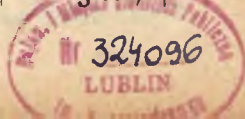
Karl sprach mit fröhlichem Gesichte:
„Das Warten soll mich nicht verdriessen;
belohnt die Zeit nur meinen Fleiss,
so kann ich ja dereinst als Greis,
was jetzt der Knabe pflanzt, geniessen.“

Pfeffel.

21. Die treuen Brüder.

Zur Zeit der Ernte kamen zwei rüstige Jünglinge aus dem Gebirge herab in das ebene Land, wo es an Arbeitern fehlte, und sagten zu einem Bauer: „Wir beide wollen euch die ganze Erntezeit hindurch helfen, euer Getreide hereinzubringen, wenn ihr uns die Kost und zehn Thaler Lohn gebet!“

„Zehn Thaler ist zu viel,“ sagte der Bauer; „ich meine, zehn Gulden wären mehr, als genug.“ — „Nein,“ sagten die Jünglinge, „es müssen gerade zehn Thaler sein; mit weniger ist uns nicht geholfen. Wollt ihr uns nicht so viel geben, so bieten wir unsere Dienste einem andern an.“



„Wozu habt ihr denn so viel Geld notwendig?“ fragte der Bauer. „Seht,“ antworteten sie, „wir haben zu Hause einen jüngeren Bruder, der bereits vierzehn Jahre alt ist. Ein geschickter Wagner will ihn in die Lehre nehmen, verlangt aber durchaus zehn Thaler Lehrgeld. So viel Geld aber weiß unser alter Vater nicht aufzubringen. Da haben wir zwei ältere Brüder uns denn verabredet, dieses Geld zu verdienen.“

„Nun wohl,“ sagte der Bauer, „wegen eurer brüderlichen Liebe will ich euch zehn Thaler geben, wenn ihr so fleißig arbeitet, daß ich damit zufrieden sein kann.“

Die beiden Brüder arbeiteten an den heißen Erntetagen unermüdet im Schweiße ihres Angesichts. Sie waren morgens am frühesten auf und legten sich abends am spätesten zur Ruhe.

Als die Ernte glücklich eingebracht war, bezahlte der Bauer ihnen die zehn Thaler und sprach: „Ihr habt euren Lohn redlich verdient, und da gebe ich jedem von Euch noch einen halben Thaler darüber.“

Wenn Geschwister einig leben,
treulich sich zu helfen streben —
kann es etwas Schön'res geben?

Ghr. Schmid.

22. Der alte Landmann an seinen Sohn.

1. Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab,
und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab!
2. Dann wirst du, wie auf grünen Au'n, durchs Pilgerleben gehn;
dann kannst du ohne Furcht und Grau'n dem Tod ins Auge sehn.
3. Dann wird die Sichel und der Pflug in deiner Hand so leicht;
dann singest du beim Wasserkrug, als wär' dir Wein gereicht.
4. Dem Bösewicht wird alles schwer, er thue, was er thu'.
Das Laster treibt ihn hin und her und lässt ihm keine Ruh'.
5. Der schöne Frühling lacht ihm nicht; ihm lacht kein Ährenfeld.
Er ist auf Lug und Trug erpicht und wünscht sich nichts, als Geld.
6. Der Wind im Hain, das Laub am Baum saust ihm Entsetzen zu;
er findet nach des Lebens Traum im Grabe keine Ruh'.

7. Drum übe Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab,
und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab!
8. Dann suchen Enkel deine Gruft und weinen Thränen drauf,
und Sommerblumen, voll von Duft, blühn aus den Thränen auf.

Hölty.

23. Geistesgegenwart eines Knaben.

Als im Jahre 1332 die Stadt Luzern mit den Waldstätten ein Bündnis geschlossen hatte, da gab es unter den Bürgern immer noch solche, die lieber österreichisch geblieben wären. Diese verabredeten heimlich einen Aufstand. Die Verschworenen versammelten sich eines Abends bei der Trinkstube der Schneider. Mit dem Schlage der Mitternachtsstunde wollten sie alle eidgenössisch gesinnten Bürger in ihren Häusern überfallen und töten. Das hat ein Knabe verhütet.

In später Abendstunde kam er auf dem Heimwege an dem Schwibbogen vor jener Zunftstube der Schneider vorbei. Er hörte Gemurmel und Waffengeklirr. Schnell wollte er vorübergehen und fliehen. Aber schon hatte ihn ein Krieger am Arm gefaßt und führte ihn unter die andern Verschworenen. Hier mußte er schwören, keinem Menschen etwas von dem zu sagen, was er gesehen und gehört habe, und damit entließ man ihn.

— Der fluge Knabe hatte schon gemerkt, daß jene Krieger Böses im Sinne hatten und hätte gerne die Bedrohten gewarnt. Was thun? Er eilte durch die Straßen der Stadt, als ob er Flügel bekommen hätte. Endlich erblickte er in der Trinkstube der Metzger noch Licht. Da begehrte er Einlaß, und als er in der Stube war, wo noch mehrere Bürger beisammen saßen, da stellte er sich vor den Ofen hin und sprach laut: „O Ofen, Ofen! Ich muß dir etwas klagen, das ich keinem Menschen sagen darf. Drunten am Schwibbogen bei der Schneiderzunft sind viele bewaffnete Männer versammelt. Sie tragen alle am Rock einen roten Ärmel. Sie wollen um Mitternacht in die Häuser bringen und die Mitbürger töten.“ — Die Metzger hatten dem Knaben zugehört; sie verstanden

schnell den Sinn seiner Rede. Schon war es über 11 Uhr. Rasch sprangen sie auf, weckten ihre Genossen, und in kurzer Zeit waren die Verschworenen gefangen. Diese mußten der Stadt Treue schwören oder sie unverzüglich mit Hab und Gut verlassen. Der Knabe aber hatte sein Wort gehalten und die Vaterstadt gerettet.

24. Der verlorene Brief.

1. Wer hat den Brief nach Schenkenberg verloren?“
Ein Lügenbube sträusste gleich die Ohren.
2. Er denkt: „Der Brief, der trägt mir etwas ein,
und ruft: „Gieb her den Brief! Der Brief ist mein.“
3. Er rennt mit ihm erfreut aufs Schloss davon
und heischt vom Schreiber keck den Botenlohn.
4. Der Schreiber sprach: „Ein Brief vom Vogt!“ und las,
und in dem Briefe las und las er das:
5. „Dieweil der Bote lügt gar ungemein,
so sperr drei Tage ohne Kost ihn ein!“
6. Der Bube heult und krümmt sich, wie ein Wurm.
„Umsonst; der Vogt befiehlt's; du musst in Turm!“
7. Er ging und liess fortan das Lügen sein;
stets fiel der Brief nach Schenkenberg ihm ein.

Augustin Kelle

25. Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
der Esel eine schwere Last,
die fähig war, ihn tot zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast
auf deinem Rücken nichts,“ sprach das geplagte Tier;
„hilf, liebes Pferdchen, ach, ich bitte dich, hilf mir!“
„Was, helfen!“ sagt der grobe Gaul;
„du bist der rechte Gast; du bist ein wenig faul!“

Trag zu!“ — „Ich sterbe, liebes Pferd;
 die Last erdrückt mich; rette mich!
 Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!“
 „Ich kann nicht,“ sprach das Pferd.
 Kurz: Unter dem zu schweren Sack
 erlag der Esel. Sack und Pack
 warf man dem groben Rappen auf,
 des Esels Haut noch oben drauf.

Gleim.

26. Das Kutschpferd und der Ackergaul.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn
 und wieherte mit Stolz auf ihn.

„Wann,“ sprach es und fing an, die Schenkel schön zu heben,
 „wann kannst du dir ein solches Ansehn geben?
 Und wann bewundert dich die Welt?“

„Schweig,“ rief der Gaul, „und lass mich ruhig pflügen;
 denn baute nicht mein Fleiss das Feld,
 wo würdest du den Haber kriegen,
 der deiner Schenkel Stolz erhält?“

Gellert.

27. Der Reichthum.

Ein armer Jüngling kam einst mit seinem frühern Lehrer
 wieder zusammen und klagte ihm bitter, wie es ihm so übel
 erginge, wie es dieser und jener seiner ehemaligen Schulgenossen
 weit besser hätte; sie wären begütert; er dagegen litte Mangel
 an allem. „Bist du denn wirklich so arm?“ sprach der Lehrer,
 „du stehst ja in voller Gesundheit vor mir. Diese Hand,“
 fuhr er fort, indem er seine Rechte ergriff — „kräftig und
 geschickt zur Arbeit — würdest du sie wohl um 1000 Thaler
 dir abnehmen lassen?“ „Bewahre mich Gott,“ sprach der Jüng-
 ling, „wie könnte mir das einfallen!“ — „Und deine Augen,“ fuhr
 der Lehrer fort, „die so frisch in Gottes schöne Welt hinein-
 schauen, um wie viel Geld würdest du sie wohl hingeben? Und

dein Gehör, durch das der Gesang der Vögel, die Stimme deiner Freunde zu dir bringt, würdest du es wohl um die Schätze eines Königs vertauschen?" — „Gewiß nicht," antwortete der Jüngling. „Nun denn," versetzte der Lehrer, „so klage nicht, daß du arm bist; du hast Güter, die alles Geld überwiegen!"

Zäger.

28. Was rein zu halten ist.

Halt rein den Mund
zu jeder Stund'!
Unnützes Wort,
schnell ist es fort;
zu andern geht's
geschäftig stets,
facht Zank und Streit,
sä't Gram und Neid,
niemanden frommt's,
dann wieder kommt's
zu dir zurück;
mit Feindestück
fällt es dich an;
als schlechten Mann
macht es dich kund —
halt rein den Mund!

Halt rein das Haus!
Kehr tüchtig aus!
'S ist nirgends mehr
ein Ort, wie der.
Es macht dich so
kein andrer froh
und giebt dir Mut.

Nichts birgt so gut
in Not und Schmach,
als eignes Dach.
Unnützer Gast
macht dir verhasst,
was sonst dir wert,
von Bett und Herd
treibt er dich aus —
halt rein das Haus!
Das Herz halt rein!
Lass nicht hinein,
was schmeichelnd naht
auf krummem Pfad.
Unnütze Lust
in deiner Brust,
klein von Gestalt,
gross wird sie bald.
Und wie sie schwillt,
dein Herz erfüllt:
Kein Platz bleibt mehr
für Treu und Ehr.
Dann mit der Zeit
wird Lust und Leid
zu bittrem Schmerz —
Halt rein das Herz!

Joh. Jordan.

29. Kindliche Gutthätigkeit.

Ein armer Tagelöhner, Namens Morwan, kam im Winter 1842 mit seinem neunjährigen Knaben nach Paris, um bei den Befestigungsarbeiten irgend Beschäftigung und Brot zu suchen. Er wurde unter die Arbeiter aufgenommen; aber er verdiente kaum so viel, um Nahrung und Wohnung bezahlen zu können.

Sein Knäblein hatte die Bewilligung erhalten, die Dorfschule im benachbarten Passy besuchen zu dürfen. Es war aber nicht selten, daß der arme Mann und sein Söhnlein des Abendbrotes und des Nachteffens entbehren mußten. In dieser traurigen Voraussicht sagte eines Tages der arme, aber lebhafteste Knabe zu einem seiner Schulkameraden: „Heute werden wir, ich und mein Vater, wohl wieder ohne Nachteffen schlafen gehen müssen; denn wir haben gar kein Brot mehr“. Diese Rede vernahmen die andern Kinder mit Staunen. Die Worte gingen von Mund zu Munde und erregten die kindlichen Herzen zum Mitleid. Am andern Morgen trat einer der kleinen Mitschüler, obgleich er selbst bedürftig war, zu dem Knaben des Tagelöhners und theilte sein Brot mit demselben. Dieses Beispiel wirkte auf die ganze Kinderschar, und viele drängten sich heran, um von ihrem Morgen- oder Mittagbrote, oder was sie sonst zu essen mitbrachten, dem armen Knaben einen Theil zu gewähren. Sie fragten auch, an welchen Tagen denn ihm und seinem Vater die Nahrung gebreche, und er antwortete der Wahrheit gemäß: „An den Tagen, an welchen das Wetter gar schlimm ist, kann mein Vater nicht draußen arbeiten, dann verdient er kein Geld, und dann kann er auch keine Speise kaufen.“

Die Kinder merkten sich diese Worte, und so oft die Witterung schlimm war, boten sie nicht nur ihrem armen Mitschüler genügende Speise dar, sondern drängten ihn, auch noch Brot und andere Nahrungsmittel für seinen Vater anzunehmen und sie demselben am Abend heimzubringen. Die Kleinen setzten ihre Wohlthätigkeit beharrlich fort. So halfen sie dem armen Manne und seinem Söhnlein über die schwere Noth des lange andauernden Winters hinaus.

Als endlich der Frühling wieder kam, wollte der Mann mit seinem Söhnlein in die Landschaft zurückkehren, von wo sie hergekommen waren. Doch sein Gemüt drängte ihn, die guten Schulknaben in Passy vorher zu besuchen und ihnen zu danken. Die Kinder hörten mit Erstaunen seine Worte; denn sie hatten keinen Dank erwartet, und als ihm und seinem Söhnlein Dankesthränen über die Wangen rollten, da weinten sie mit ihm, obgleich sie fröhlichen Herzens waren.

Th. Scherr.

30. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betäubenden Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen zu. Wisst ihr kein Mittel, dem Übel abzuhelpen?“ — Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hiess sie ein wenig warten, brachte nach einer Weile ein kleines, versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästchen müsst ihr ein Jahr lang, dreimal bei Tag, dreimal bei Nacht, in Küche, in Keller, in Stallungen und allen Winkeln des Hauses herumtragen, so wird es besser gehen. Bringt aber übers Jahr das Kästlein wieder zurück!“

Die gute Hausmutter setzte in das Kästchen ein grosses Vertrauen und trug es fleissig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich herauftragen. Als sie noch spät in der Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gemacht. Als sie die Stallungen durchwanderte, fand sie die Kühe unversorgt, und die Pferde hatten statt des Hafers nur Heu und waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage Fehler zu sehen und abzustellen.

Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zu dem Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Lasst mir das Kästchen noch ein Jahr; es enthält gar ein treffliches Mittel.“ — Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich euch nicht lassen; das Mittel aber, welches darin verborgen ist, sollt ihr haben.“ Er öffnete das Kästchen, und siehe, es war nichts darin, als ein weisses Blättchen Papier, worauf geschrieben stand:

Soll alles gut im Hause stehn,
musst überall du selbst nachsehn.

Chr. Schmid.

31. Eine treue und starke Gattin.

In den Zeiten, da die Glarner bereits ihre Freiheit erkämpft hatten, wurde eine Glarnerin mit einem adeligen deutschen Herrn vermählt. Derselbe hatte seinen herrschaftlichen Sitz jenseits des Rheins auf Schloß Rosenegg bei dem Städtchen Blumenfeld.

Als nun im Jahre 1499 die Eidgenossen den großen und siegreichen Krieg gegen den deutschen Kaiser führten, zogen eidgenössische Heerhaufen über den Rhein, eroberten und plünderten mehrere deutsche Ortschaften und kamen auch vor das Städtchen Blumenfeld und das Schloß Rosenegg. Deutsche Mannschaften verteidigten einige Tage Schloß und Städtchen, dann aber übergaben sie beide den Eidgenossen.

Die Mannschaften durften frei abziehen, und Weibern und Kindern war erlaubt, so viel von ihrer Habe mitzunehmen, als sie hecaustragen konnten. Nur der Herr von Rosenegg, der jene Glarnerin zur Frau hatte, durfte nicht abziehen, sondern mußte als Gefangener der Eidgenossen zurückbleiben. Die Glarnerin war hierüber sehr betrübt, doch gab sie die Hoffnung, ihren Mann zu retten, nicht auf. Die Eidgenossen gestatteten ihr ja, hinwegzutragen, was sie für das teuerste Gut hielt. Sie war in der Wahl keinen Augenblick zweifelhaft; das teuerste Gut war ihr der Gatte. Mit freundlicher Sprache überredete sie denselben, er möge gestatten, daß sie ihn hinaustrage.

Liebe und Treue erhöhten ihren Mut und ihre Kraft, und sie schritt, die teure Last tragend, durch eine Schar eidgenössischer Kriegersleute. Etliche milde Gefellen wollten der Trägerin die Bürde entreißen; dieselben wurden jedoch von andern Eidgenossen zurückgehalten und unter Drohungen bei Seite gestoßen. Viele begrüßten mit freundlichem Zuruf die kluge und edle Gattin, und sie konnte bald an der Seite ihres befreiten Mannes weiter ziehen.

Th. Scherr.

32. Wo nichts ist, kommt nichts hin.

Was nicht ist, das kann werden.

Das sind zwei Sprichwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hereinregnete. Er sagte immer: „*Wo nichts ist, kommt nichts hin.*“ Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einer kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem grösseren Vermögen zu kommen.

So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „*Was nicht ist, das kann werden.*“ Er hielt das wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zu teil geworden war, zu Rat und vermehrte es nach und nach durch eigene Ersparnis, indem er fleissig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „*Was nicht ist, kann werden,*“ gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiss und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beissen und zu nagen hat.

J. P. Hebel.

33. Deheime.

(Mundart)

O säg mer, wo's am schönste-n ist?
 Weisch nöd, mueß ih der's säge:
 Wo du dä best versorget bist
 bi Sunneschi und Rege,
 wo dir die schönste Freude blüehnd,
 wo d'Sorge schließli wiche müend —
 das Blätzli ist „deheime“.

Als Bueb im liebe-n Eltrehus,
 hesch du scho ganz vergesse,
 wie mengi Stunde glückli du
 bim Vatter zue bist gessä?
 Wie d'Mueter för di gsorget het,
 dir d'Aleider putzt und gflickt so nett —
 das tuet mä no „deheime“.

Wenn nu au jede das igsäch
 und das au recht wößt zschäße,
 wie herrlich aß' deheime-n ist,
 anstatt im Wirtshuus z'seße.
 Und bist au mengsmol i der Not,
 heßt Wasser no und schwarzes Brot,
 lueg, 's ist halt doch „deheime“.

Drum suech, so vil der mögli ist,
 ä gmüetlichs Heim z'erhalte,
 wenn's eifach au und ärmli ist,
 es wird der nie veralte.

Do blüeht der Freud, do blüeht der Glück —
 's ist schad um jede-n Augenblick,
 wo du nöd bist „deheime“.

J. B. Forrer.

34. Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst
 kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein
 reicher Ritter. Er verwandte sehr viel Geld darauf,

sein Schloss recht prächtig auszuschnücken; den Armen aber that er wenig Gutes.

Da kam einmal ein armer Pilger in das Schloss und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab und sprach: „Dieses Schloss ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich wieder gehen.“ Der Ritter sagte: „Auf diese Bedingung hin mögt ihr immer fragen, ich will euch gern antworten.“

Der Pilger fragte nun: „Wer wohnte doch wohl vor euch in diesem Schlosse?“ — „Mein Vater!“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor eurem Vater da?“ — „Mein Grossvater!“ antwortete der Ritter. — „Und wer wird wohl nach euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn!“

„Nun,“ sprach der Pilger, „wenn jeder nur seine Zeit in diesem Schlosse wohnt und immer einer dem andern Platz macht, was seid ihr denn anders hier als Gäste? Dieses Schloss ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet darum nicht so viel, dieses Haus prächtig auszuschnücken, das euch nur kurze Zeit beherbergt. Thut lieber den Armen Gutes, so baut ihr euch eine bleibende Wohnung im Himmel.“

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

Chr. Schmid.

35. Der fechtende Handwerksbursche.

Im August des Jahres 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursche an einer Stubenthüre und bat um einen Zehrpennig. Als sich niemand sehen liess, noch rührte, öffnete er

leise die Thüre und ging hinein. Als er aber eine arme und kranke Frau erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so ging er wieder hinaus.

Nach ungefähr fünf Stunden kam der Handwerksbursche wieder. Die Frau

rief ihm zwar entgegen:

„Mein Gott, ich kann euch ja nichts geben; ich selbst lebe von anderer Menschen Milde und bin jetzt krank.“

Allein der edle Jüngling dachte bei sich selber:

„Eben deswegen.“ Anständig und freundlich trat



er bis an den Tisch, legte aus beiden Taschen viel Brot darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Weise gesammelte Geldstücke. „Das ist für euch, arme, kranke Frau!“ sagte er mit sanftem Lächeln, ging wieder fort und zog leise die Stubenthüre zu.

Die Frau war die Witwe eines ehemaligen Unteroffiziers; den Namen des braven Jünglings kennen wir nicht; aber ein Engel im Himmel hat ihn für ein andermal aufgeschrieben.

J. P. Hebel.

36. Ein kostbares Kräutlein.

Zwei Mägde, Brigitte und Walpurga, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig; Walpurga aber lachte und scherzte:

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer, wie der meinige, und du bist um nichts stärker als ich.“

Walpurga sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Bürde gelegt; daher fühle ich sie kaum.“

„Ei!“ rief Brigitte, „das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch erleichtern. Sag' mir doch, wie es heißt!“

Walpurga antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld.“

Leichter trägt, was er auch trägt,
wer Geduld zur Bürde legt.

Chr. Schmid.

37. Eile mit Weile.

Ein Fuhrmann fuhr abends mit einem geladenen Wagen in grösster Eile der Stadt zu. „Komm' ich noch vor Thorsperre in die Stadt?“ rief er einem Reisenden zu, an dem er vorbei jagte. „O ja,“ sagte der Reisende, „wenn ihr langsamer fahrt.“ Der Fuhrmann dachte: „Der Mensch ist nicht gescheit,“ peitschte auf seine Pferde los und fuhr noch schneller auf der holprigen Strasse, so dass Pferde und Räder rauchten. Plötzlich brach ihm ein Rad; der Wagen fiel um, und Kisten und Fässer lagen auf der Strasse und im Graben. Der Reisende holte den Fuhrmann bald ein und sprach: „Seht ihr nun, dass ich recht hatte? Ich komme zu Fuss noch wohl in die Stadt; ihr aber mit euern vier Pferden könnt sie heute nicht mehr erreichen. Ihr dachtet, mit eurem Eilen einige Kreuzer Sperrgeld zu ersparen und habt nun einen Schaden von mehreren Gulden.“

Chr. Schmid.

38. Mut und Nächstenliebe.

Es war den 25. August 1873 um die Mittagsstunde, als im Grimselhospiz in grösster Aufregung ein Mann erschien, Kaspar Huber von Guttannen, und dringend um Hilfe bat für seinen Bruder Alexander, der hoch droben am Rhonegletscher, beim „Gerstengrätli“, in eine tiefe Gletscherspalte gefallen war. Die beiden Brüder und ihr Freund, Heinrich Ott, waren früh am Tage

aus einer hochgelegenen Alphütte, wo sie die Nacht zugebracht hatten, aufgebrochen, um in den unwirtlichen Höhen Kristalle zu suchen. Über die Schneedecke dahingehend, welche trügerisch auf dem Gletschereise lag, war Alexander eingebrochen. Zum Unglück befand sich in dem Sacke, den er über der Schulter trug, auch das Bergseil, mit welchem man allein ihn hätte retten können. Man musste also schleunigst nach fremder Hilfe sich umsehen, und so war Kaspar in unglaublich kurzer Zeit über Abgründe hinweg und über steile Wände hinunter nach der Grimsel geeilt.

Ott verweilte unterdessen in unsäglicher Angst am Unglücksorte und sprach dem Freunde, der tief unten im Eise jammerte und stöhnte, Mut zu. Die Stimme des Verunglückten wurde immer schwächer, und endlich wurde es still in der Tiefe; keine Antwort erfolgte mehr auf Otts dringenden Ruf.

Endlich, nach langem, bangem Harren langte Kaspar mit drei Knechten des Grimselhauses, Hans Kehrli, Hans Bysäth und Rudolf von Allmen an der verhängnisvollen Stätte an. In drei Stunden waren sie über Flühen, Gletscher und Schneewände hinaufgeklettert und hatten einen Weg zurückgelegt, welchen Männer der Ebene in sechs Stunden nicht gemacht haben würden.

Der Versunkene gab auf wiederholtes Anrufen nur ein leises Gestöhn von sich, und als man eines der mitgebrachten Seile hinunterliess, griff er nicht nach demselben; er musste bewusstlos geworden sein. Einer muss hinunter! Kehrli, ein wackerer, starker Jüngling, anbietet sich. Er bindet sich eines der Seile um den Leib, und die Gefährten lassen ihn in den Schrund hinab. Da zeigt sich's, dass das 22 m. lange Seil zu kurz ist. Schnell das zweite herbei! Wie nun Kehrli die Schlinge des ersten Seiles löst und das zweite erfassen will, verfehlt er den Griff und fällt etwa 4 m tief auf den armen Alexander Huber, ohne ihn jedoch zu beschädigen

Wenn schon nicht bedeutend verletzt, so doch fühllos und anscheinend leblos, lehnte Huber — schon seit fünf Stunden! — an der Gletscherwand, von Eiswasser überströmt. Von oben, wo die Genossen stehen, schimmert spärliches Licht in den Schlund herein. Auch sie stehen nicht auf der festen Eismasse, sondern nur auf der vorragenden Schneeschicht. „Wenn sie nochmals einbricht,“ sagt einer zu den andern, „so sind wir alle sechs verloren. Doch in Gottes Namen, es geht nicht anders!“ Der wackere Kehrli knüpfte das Seil um den Huber, oben ziehen sie an, und erst nach unsäglichlicher Anstrengung und unter der steten Gefahr eines Sturzes, der ihnen allen den Tod bringen konnte, heben sie den beinahe leblosen Mann über den Rand der Eisspalte empor. Mit freudigen Küssen bedecken die rauen Männer des Gebirges das bleiche Antlitz des Bruders und Freundes.

Bald ist auch Kehrli oben, der, da er sich zu helfen und zwischen den Eiswänden zu schieben und zu ducken wusste, leichter hinaufzuziehen war, als der bewusstlose Huber.

Nun ging's der Grimsel zu. Abwechselnd tragen Kaspar, der hinkende Ott und Rudolf von Allmen den leichenähnlichen Alexander auf dem Rücken; Kehrli hatte in seiner äussersten Erschöpfung genug mit sich selbst zu thun, und Bysäth war mit Seilen und Werkzeug schwer belastet. Auf lebensgefährlichen Pfaden tragen sie als wahre Helden und Menschenfreunde den langen, schweren Mann über die Felsen hinunter und gelangen an die sogenannte „Saas“, wo sie andere Grimselknechte treffen, die ihnen entgegengegangen sind. Es ist die höchste Zeit; denn die Retter sind nahe daran, zusammenzubrechen. Um 7 Uhr abends langen sie endlich, überglücklich, den Mann vielleicht gerettet zu haben, im Grimselhospiz an. Und er war gerettet. Ärzte befanden sich unter den Gästen des Hospizes. Die Untersuchung

ergiebt, dass keine schweren Verletzungen vorhanden sind. Unter zweckmässiger Behandlung kommt Alexander Huber endlich in der Frühe des folgenden Tages wieder zum Bewusstsein. Auf einem Tragsessel trägt man den Geretteten nach Guttannen hinab, wo er von Gattin und Kindern, sowie von seinem alten Vater wie ein aus dem Grabe Erstandener unter Freudenthränen begrüsst wird, er, den eine unrichtige Botschaft bereits tot gesagt hatte.

Ehre den Helden, die zu seiner Rettung beinahe Übermenschliches geleistet hatten! Ihr Lob ging im ganzen Gebirg von Mund zu Mund, und ihre Namen verdienen, nicht vergessen zu werden.

39. Menschlichkeit im Kriege.

In der Schlacht bei Bögelszegg (1403) war auch der St. Galler Hartmann Ringgeli schwer verwundet worden. Alles floh, aber seine Kräfte waren erschöpft; er mußte liegen bleiben. Ein Appenzeller sah ihn und stürzte mit hochgeschwungener Waffe auf ihn los. „Laß mich leben,“ bittet Hartmann, — „laß mich leben, bis ich meine Frau und mein Kind noch einmal gesehen habe. Wir zogen nicht zum Sterben aus, sondern zum Siegen! — Nur Abschied nehmen möchte ich von ihnen; sterben muß ich ja doch; denn meine Wunde ist tief.“

Der Appenzeller läßt seinen Arm sinken. Auch er hat ja Weib und Kind zu Hause. Darum ruft er einen seiner Waffengefährten herbei. Sie tragen nun gemeinsam den verwundeten Feind vor das Thor der Stadt. Da lassen sie die Frau des Ringgeli herbeirufen und sehen mit Thränen in den Augen, wie der sterbende Vater von den Seinen Abschied nimmt.

Als dann der Friede zwischen St. Gallen und Appenzell wieder hergestellt war, kamen die beiden noch oft herunter in die Stadt und versäumten nie, in jenem Hause einzufehren; denn sie waren als treue Hausfreunde dort jederzeit willkommen.

40. Trau, schau, wem!

Ein Fuchs verkündete den Hühnern und Hähnen, die auf einem Baume sassen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Tieren, also dass fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hühner ewige Freundschaft und Bündnis mit einander haben sollten. Damit hätte er gerne die Hennen von dem Baume geschwätzt. Aber der Hahn sagte: „Das hör' ich gern!“ und reckte dabei den Kopf auf. Der Fuchs fragte: „Was siehst du?“ Der Hahn antwortete: „Ich sehe einen Jäger mit Hunden von ferne.“ Der Fuchs sprach: „Da bleibe ich nicht.“ Und der Hahn erwiderte: „Harre, so wollen wir auch mit dir hinab, wenn wir sehn, dass die Hunde mit dir Frieden haben.“ Der Fuchs sagte: „Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein; ich fahre dahin!“

Seb. Frank.

41. Leichtsinn und Fürsorge.

Ein Seidenarbeiter, Namens Felix, besuchte einmal das Spital einer Stadt, wo einer seiner Bekannten Krankenwärter war. Während sie durch einen der Säle gingen, ertönten plötzlich aus einem Bette die Worte: „O, mein lieber Felix, bist du da?“ Felix wandte augenblicklich das Angesicht gegen die Seite, woher dieser klägliche Ruf kam, und sah, wie ein Kranker sich im Bette aufrichtete, nach ihm schaute und ihm mit der Hand winkte. Er ging näher, stand still und rief schmerzlich erregt: „Ach Gott, bist du es, Freund Robert, und in solchem Zustande?“ Felix trat nun nahe an das Bett und reichte dem Kranken, welcher weinte und seufzte, die Hand.

Felix begab sich sogleich zu einem der Spitalbeamten und stellte das Ansuchen, daß man ihm gestatte, seinen kranken Freund zu sich in seine Behausung zu nehmen. Man entsprach seinem Gesuch, und der Kranke wurde in einer Sänfte in das Landhaus gebracht, welches Felix mit seiner Familie bewohnte.

Als sich der Kranke nach einigen Tagen ziemlich erholt hatte, fragte ihn Felix, wie er in diesen jämmerlichen Zustand gekommen sei. Robert antwortete: „Du weißt, ich bin von meinem Oheim, einem gutmütigen alten Soldaten, auferzogen worden. Er hatte mich lieb, wollte mir Freude machen und nahm mich daher häufig des Abends in die Schenkstuben mit. Nur allzu früh lernte ich spielen, trinken und rauchen, und ich war nirgends so gerne, als in diesen Schenkstuben unter lustigen Gefellen. Als ich dann herangewachsen war, und in guten Zeiten ziemlich viel Geld verdiente, besuchte ich die Schenkstuben noch häufiger, und das Leben und Treiben in denselben wurde mir zur Gewohnheit. Mein größtes Vergnügen war das Spiel, obgleich ich meistens mein Geld verlor. Ich machte Schulden, konnte sie nicht mehr bezahlen, und um nicht ins Schulgefängnis zu kommen, verließ ich die Stadt. Einige Jahre arbeitete ich auswärts; aber auch dort fand ich Trinkstuben und Spielgesellschaften, und ich lebte wieder nach meiner alten, schlimmen Gewohnheit. Meine Kräfte und meine Tüchtigkeit zur Arbeit nahmen ab; ich kam in Not und Armut, und als ich endlich von einem Fieber ergriffen wurde, transportierte man mich nach Lyon und brachte mich in das Spital, wo du mich gefunden hast. Ich bin ein armer, elender Mensch, und du, mein Freund Felix, du lebst in Glück und Wohlstand. Sag an! wie bist du zu diesem Haus und zu diesem Gütchen gekommen? Ist es dir etwa als Erbteil zugefallen, oder hast du eine glückliche Spekulation gemacht?“

Felix erwiderte: „Keines von beiden, mein Freund; alles, was ich besitze, habe ich mir selbst erworben. Ich bin ein tüchtiger Arbeiter und verdiene seit langem her täglich fünf Franken; drei Franken genügten mir für Nahrung, Kleidung und Wohnung, zwei konnte ich täglich bei Seite legen, und da ich keinen blauen Montag machte, so brachte ich wöchentlich 12 Fr. in die Ersparniskasse; das gab im ersten Jahr schon die Summe von 600 Fr. Gott schenkte mir Kraft und Gesundheit, und nach einer Reihe von Jahren erwuchs aus den Einlagen, aus Zins und Zinseszinsen ein Kapital von 20,000 Fr. Ich kaufte

mir dieses Haus und Gütchen und lebe nun mit meiner Frau und zwei Kindern glücklich und zufrieden, da ich stetsfort als fleißiger Arbeiter reichlich mein Brot verdiene.“ Da seufzte Robert: „Ach Gott, welch ein Unterschied zwischen deinem und meinem Leben, zwischen deinem und meinem Zustande!“

Felix suchte den Unglücklichen zu trösten, indem er sagte: „Du wirst dich in unserm Hause wieder erholen und dann als ein fleißiger Arbeiter ein besseres Leben beginnen.“

Aber Robert fühlte wohl, daß seine Gesundheit zerstört war; er weinte und dankte unter Thränen seinem Freund und dessen Gattin. Er wurde zusehends schwächer und schwächer, und am Tage vor seinem Hinscheiden sprach er noch zu Felix: „Erzähle einem Schriftsteller meinen und deinen Lebensgang, damit er von beiden in einer Zeitschrift Bericht erstatte sowohl zur Ermunterung, als zur Warnung junger Fabrikarbeiter.“

Th. Scherr.

42. Das mutige Thurgauermädchen.

Der deutsche Kaiser Maximilian kam im Jahr 1499 nach Konstanz. Hier sammelte er ein grosses Heer, um die Eidgenossen zu bekriegen. In derselben Zeit herrschte aber unter den Schweizern eine Hungersnot; sie litten besonders Mangel an Getreide und Salz. Weil zudem der Krieg weit umher namenloses Elend verbreitet hatte, wünschten sie sehnlichst, mit dem Kaiser einen Vergleich abzuschliessen. Sie schrieben ihm deshalb einen Brief, worin sie ihn um den Frieden baten.

Die gegenseitige Erbitterung war aber so gross, dass man nicht wagte, einen Mann in die Stadt Konstanz zu senden. Da anerbote sich ein mutiges Mädchen aus dem Thurgau, dem Kaiser diesen Brief zu überbringen. In dem Vorhofe des Hauses, wo der Kaiser sich aufhielt, musste es auf die Antwort warten. Hier standen aber die Leibwache des Kaisers und sein oberster Schreiber.

„Was machen die Schweizer im Lager draussen?“ fragte einer der kaiserlichen Trabanten. „Seht ihr denn

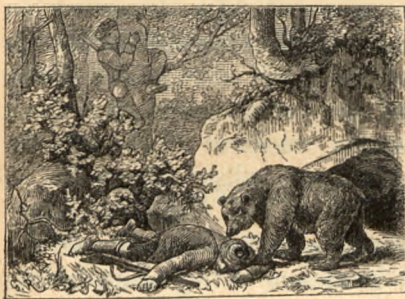
nicht, dass sie euren Angriff erwarten?“ erwiderte das Mädchen. Ein anderer fragte: „Wie gross ist ihre Zahl?“ Das Mädchen antwortete: „Gross genug, um euren Angriff abzuschlagen.“ Die feindlichen Krieger wollten nun durchaus wissen, wie viele Schweizer beisammen seien, und verlangten, dass es eine Zahl angebe. Da sprach das Mädchen: „Ihr hättet sie ja in dem Treffen, das letzt-hin vor den Thoren dieser Stadt vorfiel, zählen können, wenn die Furcht euch nicht blind gemacht hätte.“ Als einer spottend fragte, ob die Schweizer auch zu essen hätten, entgegnete es: „Wie könnten sie denn leben, wenn sie nichts zu essen hätten?“ Die Umstehenden fingen an zu lachen. Einer aber griff nach seinem Schwerte und drohte, dem Mädchen den Kopf abzuhaueu. Doch dieses erschrak ganz und gar nicht, sondern sprach mutig: „Wahrlich, du bist ein wackerer Held, dass du ein wehrloses Mädchen umbringen willst. Wenn du so kampflustig bist, so stürme doch ins feindliche Lager hinaus. Dort wirst du gewiss einen finden, der mit dir kämpft.“ Der so zurecht gewiesene Kriegermann wurde von den übrigen verlacht; er schämte sich und zog sich zurück. Der Schreiber des Kaisers aber, der uns das berichtete, und der Willibald Pirkheimer hiess, redete freundlich mit dem Mädchen und liess es sicher wieder zur Stadt hinausgeleiten.

43. Die Bärenhaut.

Zwei Jägerburschen hatten von einem Bären gehört, welcher sich in dem Walde aufhalten sollte. Und weil man lange keinen so grossen und starken Bären gesehen hatte, so freuten sie sich über den schönen Pelz, den sie dem Bären abziehen wollten. „Wenn ich ihn schiesse,“ sagte der eine, „so laß ich mir einen Mantel davon machen; der soll mich im Winter hübsch warm

halten.“ „Nein,“ sagte der andere, „ich schieße den Bären und verkaufe den Pelz. Der Kürschner bezahlt mir zehn Thaler dafür; die sollen mir schön in dem Beutel klingen.“

Unterdessen war es Zeit geworden, in den Wald zu gehen. Als sie aber so allein darin waren und von ferne den Tritt des Bären hörten, da wurde es ihnen denn doch ein wenig bange. Als er nun gar näher kam und sich ein schreckliches Brummen hören ließ, da warf der, welcher den Pelz des Bären verkaufen wollte, seine Flinte weg und kletterte so schnell, wie möglich, auf einen Baum. Der andere aber, welcher sich



nun doch auch nicht zu bleiben getraute, konnte sich nicht mehr flüchten. Zum Glück fiel ihm ein, daß die Bären keinen toten Menschen anrühren. Er warf sich also auf den Boden, hielt den Atem an und streckte sich hin, als wenn er tot wäre.

Der Bär kam grimmig auf denselben zu. Als er aber sah, daß er kein Glied rührte, glaubte er, der Mensch wäre tot. Er beroch ihn also ein wenig, und als er gar keinen Atem merkte, lief er weiter, ohne demselben ein Leid zu thun. Als nun der Bär weit genug fort war, erholten sich die beiden Jägerburschen von ihrem Schrecken. Der eine stieg von dem Baume herunter; der andere stand vom Boden auf.

Da fragte der, welcher von oben zugeesehen hatte: „Hör einmal, was hat dir denn der Bär in das Ohr gesagt?“ — „Ja,“ sagte der andere, „alles habe ich nicht verstanden; aber eins hat er mir deutlich ins rechte Ohr gesagt, nämlich: „Man darf die Haut des Bären nicht verkaufen, bevor man den Bären hat.“ Und in das linke Ohr hat er mir gesagt: „Wer seinen Freund in der Not im Stiche läßt, der ist ein schlechter Kerl.“

44. Der junge Schornsteinfeger.

Ein armer Schornsteinfegerjunge musste auf dem Schloss einer Prinzessin den Schornstein fegen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte. Als er auf diesem Wege in das Zimmer herabgestiegen war, fand er dasselbe leer. Er blieb ein Weilchen stehen, um sich an dem Anblick der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren. Am meisten gefiel ihm eine goldene, mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Tische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen, und da stieg der Wunsch in ihm auf: „Ach, wenn du doch eine solche Uhr hättest!“ Nach einer Pause dachte er: „Wie, wenn du sie mitnähmest! — Aber pfui; da wärest du ja ein Dieb! Doch niemand würde es ja wissen,“ dachte er weiter. Allein in demselben Augenblicke hörte er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind legte er die Uhr wieder hin und eilte in den Schornstein. Als er nach Hause gekommen war, konnte er die Uhr immer noch nicht vergessen. Wo er ging und stand, war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken los zu werden, aber umsonst. Es war ihm zu Mute, als wenn ihn einer mit Gewalt wieder zurückzöge. Er konnte nicht schlafen und beschloss, wieder hinzugehen und sie zu nehmen. Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, dass er gar nicht zweifeln konnte, er sei allein. Schüchtern trat er zu dem Tische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondscheine liegen sah. Schon streckte er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch grössere Kostbarkeiten, diamantene Ohrringe, Arm-bänder und dergleichen mehr erblickte. „Soll ich?“ sagte er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder zitterten „soll ich? Aber wär' ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Leben lang? Könnt' ich wohl jemals wieder ruhig schlafen? Könnt' ich wohl jemals einem andern wieder frei ins Gesicht sehen? — Wohl wahr; aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch, könnte

schöne Kleider tragen, hätte alle Tage vollauf zu essen und zu trinken. Und wenn ich nun entdeckt würde? Aber wie könnt' ich entdeckt werden? Es sieht's ja niemand. Niemand? Sieht denn aber Gott es nicht, der an allen Orten zugegen ist? Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Diebstahl begangen haben wirst? Würdest du wohl ruhig sterben können?“ Bei diesen Worten überlief ihn ein eiskalter Schauer. „Nein,“ sagte er, indem er die Diamanten wieder hinwarf, „lieber arm und ein gutes Gewissen, als reich und ein Bösewicht!“ Und mit diesen Worten eilte er auf dem Wege zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzessin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte alles gehört und den Knaben erkannt. Sie liess ihn am folgenden Tage zu sich kommen. „Höre, Kleiner,“ sagte sie zu ihm, „warum nahmst du denn gestern die Uhr und die Diamanten nicht? — ich habe alles gehört. Danke Gott, dass er dir half, der Versuchung zu widerstehen, und bemühe dich, deine Tugend auch ferner zu erhalten. Von nun an sollst du bei mir bleiben; ich will dich nähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun; ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen lassen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Übelthat einfallen möge.“ Dem Knaben stürzten heisse Thränen aus den Augen; er wollte danken, aber er konnte nicht; er konnte nur schluchzen. Die Prinzessin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde gut erzogen, und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zu einem braven, frommen und geschickten Manne aufwachsen zu sehen.

Campe.

45. Nachgeben stillt den Krieg.

Zwei Fuhrleute begegneten einander in einem Hohlweg, und es war nicht leicht, wie der eine dem andern ausweichen sollte. „Fahre mir aus dem Wege!“ rief der eine. „Ei, so

fahre du mir aus dem Wege!" schrie der andere. „Ich will nicht!" sagte der eine, „und ich brauche es nicht!" sagte der andere, und weil keiner nachgab, kam es zu heftigem Zanke und zu Scheltworten.

„Höre du," sagte endlich der erste, „jetzt frage ich dich zum letztenmale, willst du mir aus dem Wege fahren oder nicht? Thust du's nicht, so mache ich's mit dir, wie ich's heute schon mit einem gemacht habe." — Das schien dem andern doch eine bedenkliche Drohung. „Nun," sagte er, „so hilf mir wenigstens deinen Wagen ein wenig leiser schieben; ich habe ja sonst nicht Platz, um mit dem meinigen auszuweichen." Das ließ sich der erste gefallen, und in wenigen Minuten war die Ursache des Streites beseitigt.

Ehe sie schieden, sagte sich der, welcher aus dem Wege gefahren war, noch einmal ein Herz und sagte zu dem andern: „Höre, du drohstest doch, du wolltest es mit mir machen, wie du es heute schon mit einem gemacht hättest; sage mir doch, wie hast du es mit dem gemacht?" — „Ja, denke dir," sagte der andere, „der Grobian wollte mir nicht aus dem Wege fahren, da — fuhr ich ihm aus dem Wege!"

46. Der Nirsbaum.

1. Der lieb Gott het zum Frühling gseit:
 „Gang, deck em Würmli au si Tisch!"
 Druf het de Chriesbaum Blätter treit,
 viel tufsig Blätter, grün und frisch.
2. Und 's Würmli us em Ei erwacht; 's het gschlofe i sim Winterhus. Es streckt si und sperrt 's Müli uf, und ribt die blöden Augen us.
3. Und druf, so het's mit stillem Zahn am Blättli g'nagt enandereno und gseit: „Wie ist das Gmües so guet! We chunt schier nümme weg dervo."
4. Und wieder het der lieb Gott gseit: „Deck jekt em Zimml au si Tisch!" Druf het de Chriesbaum Blüete treit, viel tufsig Blüete, wiß und frisch.

5. Und 's Immli siehst und fliegt druf hi, frueh i der Sunne Morgeschi. Es denkt: „Das wird mi Kaffee si. Sie hend doch chosper Porzellan!
6. Wie suber sind die Chäächli gschwenkt!“ Es streckt si troche Züngli dri; es trinkt und seit: „Wie schmeckt's so süeß! Do mueß de Zucker wohljel si!“
7. De lieb Gott het zum Summer gseit: „Gang, deck em Späpli au sie Tisch!“ Druf het de Chriesbaum Früchte treit, viel tusig Chriesi, rot und frisch.
8. Und 's Späpli seit: „Ich das de Bricht? Do siht me zue und frogt nit lang. Das git mer Chraft in Mark und Bei und stärkt mer d'Stim zu neuem Gsang!“
9. Der lieb Gott het zum Spätlig gseit: „Num ab, sie hend jetzt alli gha!“ Druf het en chüele Verglufst gweht, und 's het scho chline Riise gha.
10. Und d'Blättli werde gäl und rot und falle eis dem andere no; denn was vom Bode obfi chunt, mueß au zum Bode nidfi go.
11. Der lieb Gott het zum Winter gseit: „Deck weidli zue, was übrig ist!“ Druf het de Winter Flocke gestreut. —

J. P. Hebel.

47. Die Weiden am Bache.

Es stehen zwei Weiden am plätschernden Bach;
 die schliefen wie tot; nun sind sie wach;
 nun haben sie offen die Auglein
 und blicken munter ins Wasser hinein.

Sie treiben aus ihrem grünen Haus
 die flockigen, wolligen Blüten heraus
 und sagen: „Der liebe Lenz, willkommen!
 Er hat uns die Bind' vom Auge genommen.“

Am Mittag kam ein Bietchen geflogen,
 hat an den Blüten sich satt gefogen;
 dann sprach es: „Dank für die erste Gabe!
 Jetzt eil' ich, daß ich die Königin labe,
 und morgen, wenn wehet ein linder Hauch,
 so kommen die lieben Schwestern auch,
 gehn zu Gaste bei euch und summen im Chor
 das erste Frühlingslied euch vor.“

Die Weiden haben's gern vernommen:

„Kommt alle nur; ihr seid willkommen!“

Dr. Hoffmann.

48. Das Vogelnest.

1. Tritt leise, Kind, dass ich das Nest dir zeige;
 die kleine Wiege ruht auf schwankem Zweige.
 Still, reg dich nicht und bleibe ruhig stehn.
 Ich hebe dich empor; du sollst es sehn!
2. Bei Seite heb' ich sacht der Zweige Spitzen;
 siehst du nicht dort zwei schwarze Äuglein blitzen?
 Sie blicken nach uns beiden unverwandt!
 Das Vöglein dort sitzt, auf sein Nest gebannt.
3. Jetzt regt es sich; husch! ist's davon geflogen;
 doch fliegt's um uns in immer kleinern Bogen
 und klagt und mahnt, wir sollen wieder gehn.
 Hast du die Eierchen im Nest gesehn?
4. Kaum sind wir fort, so fliegt das Vöglein wieder
 aufs Nest und breitet sorgsam sein Gefieder
 und sitzt auf seinen Eiern unbewegt,
 bis sich geheimnisvoll das Leben regt.
5. Es pickt und pickt — und wenn ein Ei zerbrochen,
 so kommt ein Vöglein an das Licht gekrochen,
 ein winzig Ding: die Mutter deckt es zu;
 da ist ihm wohl, da schläft's in süsser Ruh.
6. Bald hockt ein ganzes Häuflein in der Wiege.
 Der Vater bringt ein Würmlein, eine Fliege,
 ein Räuplein, das am grünen Blatt genascht.
 ein Mücklein, das er flink im Flug erhascht.

7. So nährt er sie; bald folgt ihm hin und wieder die Mutter auch, fliegt suchend auf und nieder und hilft mitsorgen für die kleine Schar, bis jedem wuchs ein Kleid und Flügelpaar.
8. Dann geht es husch! und husch! bis sich die Jungen mit flüggen Flügeln aus dem Nest geschwungen; im Wald zerstreut sich flink das kleine Heer, und in dem Busche bleibt das Nestchen leer.
9. Und hängt es leer auf seinen schwanken Zweigen, dann holen wir's, und dann will ich dir zeigen, wie voller Kunst, wie zierlich, weich und fest ein Vöglein baut für seine Brut das Nest.

J. Sturm.

49. Der Hirsch am Bache.

Ein Hirsch trank aus einem kleinen Gewässer und erblickte in demselben sein Bild. — „Fürwahr,“ rief er, „die Natur meinte es nicht so böse mit mir, wenigstens mit meinem Kopfe nicht! Wie prächtig ist das Geweih, das ihn schmückt! Nur meine Schenkel könnten etwas besser sein, und ich würde dann an vortrefflicher Gestalt allen Tieren Troß bieten.“

Indem er noch dies sprach, hörte er in der Ferne Jagdhörner ertönen und sah die Hunde schon, die mit Bellen auf ihn zueilten. Er flog über die Felder hinweg und ließ seine Verfolger weit hinter sich. Jetzt kam er in den Wald; aber, indem er hier sich in ein Dickicht retten wollte, blieb er mit dem Geweih an den Ästen eines Baumes hängen; die Hunde kamen herbei und rissen ihn nieder.

„Ach,“ seufzte er, indem er verschied, „ich, Unglücklicher, habe in thörichter Weise meine Freunde für Feinde und meinen Feind für einen Freund gehalten! Die Schenkel, die ich tadelte, hatten mich beinahe schon gerettet; aber das Geweih, das ich pries, hat mich ins Verderben gestürzt.“

H. G. Reihner.

50. Eichhörnchen.

Heissa, wer tanzt mit mir? Lustig und munter kopfüber, kopfunter, fein zierlich, manierlich! Immerfort von Ort zu Ort, jetzt hier, jetzt dort! Immer zu, immer zu, ohne Rast und Ruh'! Vom Zweig auf den Ast, vom Ast auf den Wipfel hoch in die Luft, durch Blättergesäusel und Blütenduft. Heut ist Musik, und heut ist Ball! Spielet, Drossel, Nachtigall, Stieglitz, Amsel, Fink und Specht! Pfeift und geigt und macht es recht! Ich bin ein Mann, der tanzen kann. Hänschen Eichhorn heiss' ich; was ich gelernt hab', weiss ich. Gelt! wer macht's nach? Gemach, gemacht! Kommt aber der Jäger zum Walde herein, da will kein Vogel mehr singen; Hänschen lässt das Tanzen sein, das Tanzen, Hüpfen und Springen. Hänschen schlüpft hinein ins Haus; Hänschen schaut zum Haus heraus; Hänschen lacht den Jäger aus.

Hoffmann v. Fallersleben.

51. Die blinde Ratte.

Unter allen Tieren, die sich in der Nähe des Menschen aufhalten, ist kaum eines so wenig beliebt, als die Ratte. Und doch haben die Ratten ihre guten Eigenschaften. Ein gelehrter Mann, welcher gewohnt war, alles, was er sah, recht genau zu beobachten, erzählt uns folgende Geschichte:

Ich befand mich nicht recht wohl und blieb deshalb des Morgens eine Stunde länger im Bette, als gewöhnlich, indem ich mich mit Lesen unterhielt. Auf einmal höre ich in der Ecke, meinem Bette gegenüber, etwas rascheln. Ich blicke hin und sehe eine junge Ratte und dann noch eine aus einem Loch hervorkommen. Erst schritten sie ganz vorsichtig weiter und sahen sich mit ihren glänzenden Augen nach allen Seiten um. Als sie sich sicher glaubten, liefen sie in dem Zimmer umher und suchten, ob sie etwas Eßbares fänden. Es lagen wirklich Brot und Weckrunden umher, und ich erwartete, daß sie diese vor meinen Augen verzehren würden. Allein dies geschah

nicht, sie liefen vielmehr eifrig in ihre Höhle zurück. Ich dachte anfangs, sie hätten mich bemerkt und wären deshalb entflohen; allein auch hierin hatte ich mich getäuscht. Nach wenigen Augenblicken kamen sie wieder, aber nicht allein, sondern in Begleitung einer viel größern und offenbar alten Ratte, welche sie durch Stoßen und Ziehen aus dem Loche und an den Platz brachten, wo die Krumen lagen. Ich wußte gar nicht, was dies bedeuten sollte, bis ich endlich bemerkte, daß die alte Ratte blind war. Denn ich sah, daß sie nach den Krumen hin tastete, bis sie eine erreichte, und da ihr auch das Laufen beschwerlich zu werden schien, so brachten ihr die Jungen die Bröckchen ganz in die Nähe, ohne selbst das Geringste davon zu fressen. Ich hätte gern von meinem Frühstücke, das vor mir stand, noch etwas für die blinde Alte hinzugefügt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die brave Rattenfamilie zu verjagen. Allein ich war wahrhaft gerührt von der kindlichen Zärtlichkeit der jungen Tiere, welche mehr für ihre hilflose Mutter thaten, als viele Menschen. Wenn alle Ratten so gesinnt sind, wie diese beiden, dann gilt bei ihnen nicht das Sprichwort, welches den Menschen zur Schande gereicht: „Ein Vater kann eher zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder einen Vater.“

B. Curtman.

52. Die Murtener Linde zu Freiburg.



1. Zu Freiburg auf dem Rathausplatz steht eine Linde. Leis rauscht ihr grüner Blätter-schatz im kühlen Winde. Die Linde, die da rauscht so leis, war einst ein fast verwelktes Reis.

2. Von eines Kriegers Eisenhut nickt es verloren, und der es trug, er schlug sich gut vor Murtens Thoren. Als der gewalt'ge Sieg geglückt, hat er damit den Helm geschmückt.

3. Und Freiburgs Venner sprach dies Wort: „Lauf heim, und sage, dass wir gesiegt, den Unsern dort noch heut am Tage! Je baldere du die Stadt erreichst, je rascher dort die Angst entweicht!“

4. Und folgsam macht der Bote gleich sich auf die Beine. Die andern sammeln Schätze reich — er wünscht sich keine. Der grösste Schatz, den er gewann, ist, dass er Sieg verkünden kann.

5. Er läuft in Eil', er rennt in Hast, der biedre Knabe, gönnt keine Ruh' sich, keine Rast und keine Labe. Der Waldbach schäumt, die Sonne sticht; fast bricht sein Herz — er achtet's nicht.

6. Und atemlos, mit letzter Kraft, hat er's errungen, ist durch den Kreis der Bürgerschaft hindurchgedrungen auf selben Platz, wo rauschend heut die alte Linde Schatten streut.

7. Dort steckt er ein den Speer mit Macht, sich dran zu ranken. Sein Busen fliegt, sein Auge lacht — man sieht ihn wanken. Doch fasst er sich und donnert: „Sieg!“ Dann sank er zuckend hin und schwieg.

8. Gebrochen war in stolzer Lust sein treues Herze. Der Bürger angstentladne Brust erlag dem Schmerze. Das Siegesfest in Freiburg ward zu einer stillen Totenfahrt.

9. Man nahm das welke Lindenschoss vom Hut des Knaben und hat, wo er sein Auge schloss, es eingegraben. Draus ward die Linde, die noch heut auf selbem Platze Schatten streut.

J. Reithard.

53. Der Retter in der Not.

Weit und breit war alles mit tiefem Schnee bedeckt, und der Teich hatte eine dicke Eisdecke. Es fing an, dunkel zu werden. Der kleine Thomas sass auf einem Stuhl neben dem Kaminfeuer. Das Feuer leuchtete prächtig, und der Knabe las eine Erzählung vom Winter in den Ländern, wo man auf den hohen Bergen auch mitten im Sommer Schnee findet. Die Erzählung handelte von einem Schafhirten, dessen Hütte am Abhange eines

dieser hohen Berge stand. Der Mann verbrachte da die Sommerszeit; wenn aber der Winter kam, dann stieg er ins Thal hinunter.

Eines Abends, als die Kinder schon im Bette waren, sagte der Mann zu seiner Frau: „Morgen ziehen wir hinab ins Thal; denn am Himmel sieht's aus, als ob Schnee fallen wollte.“ Die Frau freute sich über diese Nachricht; denn das Thal war ihr lieber, als die rauhen Berge. Als die beiden das Nachtessen verzehrt hatten, gingen sie zu Bette, damit sie am Morgen rechtzeitig aufwachten. Gip (sprich: Dschip), der Hund, schlief beim Herdfeuer, Vater, Mutter und Kinder oben. Während sie schliefen, fing es an zu schneien. Es fiel entsetzlich viel Schnee; aber niemand merkte es, nicht einmal der Hund, der sonst auf alles aufmerksam war. Der Wind jagte den Schnee gegen die Hütte des Schäfers, und er begrub dieselbe so sehr, dass nicht einmal mehr die Spitze des Kamines hervorragte.

Am Morgen erwachten die Kinder zur gewohnten Zeit, und sie begannen alsbald mit einander zu plaudern. „Schlafet nur noch ein wenig; es ist noch nicht Zeit zum Aufstehen,“ sagte die Mutter. Die Kinder verhielten sich nun ruhig. Aber bald darauf sagte die Mutter: „Ich denke, es muss doch Zeit sein zum Aufstehen, wenn es schon noch so stockfinster ist. Zünde ein Licht an, Mann, und schau nach deiner Uhr!“ Der Schäfer machte Licht und sah, dass acht Uhr vorbei war. Bald entdeckten beide die Ursache der Dunkelheit; der Schnee reichte über das Fenster und das Dach hinaus. „Um Gotteswillen, was sollen wir da machen!“ sagte ängstlich die Frau, und die armen Kinder weinten kläglich. Der Schäfer aber stieß mit einem langen Stock durchs Kamin und bewegte ihn darin herum. Auf diese Weise entstand eine Öffnung, durch die er den Himmel sehen konnte. Er rief nun Gip, den treuen Hund, herbei, der fröhlich an ihm hinaufsprang. „Geh, Gip,“ sagte der

Schäfer, „und bringe uns Hilfe!“ Er hob das Tier auf seine Arme und schob es mühsam zum Kamin hinaus. Der Hund gelangte zuerst auf das Dach und bahnte sich mit grosser Mühe einen Weg ins Thal hinunter. Er begegnete einem Manne, den er kannte, und er begann zu bellen und rannte den Hügel hinan.

„Was giebt's denn, Gip?“ fragte der Mann. Gip wedelte mit dem Schweife, stiess ein langes Geheul aus, kratzte mit seinen Pfoten im Schnee und rannte dann wieder aufwärts. „Vielleicht ist sein Herr im Schnee begraben,“ sprach der Mann, „wir werden Hilfe bringen, mein wackerer Gip!“ Bald hatte er einige Freunde zusammen berufen, die sich mit den nötigen Werkzeugen versahen. Sie stiegen den Berg hinan, und Gip eilte voraus, ihnen den Wegweisend. Es war ein langer, mühsamer Weg; aber zuletzt kamen sie doch bei der Hütte an und begannen zu graben. Der Schäfer und seine Frau hörten das Gebell des Hundes und nachher auch die Stimmen der Männer, und sie freuten sich sehr über die bevorstehende Rettung. Die Männer bahnten sich einen Weg bis zum Dach, der Schäfer machte von innen eine Öffnung in dasselbe, und alle stiegen heraus. Es war dunkle Nacht, als die Familie im Thale anlangte, und die armen Kinder waren halb tot vor Kälte. Gutherzige Leute nahmen sich ihrer an und legten sie in warme Betten. Gip aber, der treue Hund, bekam in jedem Hause einen Knochen und gute Worte; er wurde der Liebling der ganzen Umgegend.

54. Mis Dörfli.

(Rheinthaler Dialekt.)

Mis herzig Dörfli dörst am Rhi
 lit grad mitts uf d'r Welt.
 Der Hergott hät wohl gwißt, wohi
 er Sammagrethä stellt.

Uf dera Sita ganz doruf
 viel Rebaglend und Wald,
 mit Burga und mit Schöpfli druf
 und Hüsli manigfalt.

Die ander Sita kränzt d'r Rhi,
 und Felder volla Frucht,
 und Pappelböm stond stolz debi,
 die hond de Vorsch in Zucht.

Und überena? — Lueg, im Duft,
 wenn d'Obedsunna sinkt,
 wie lieblich blau dor d'Summerluft
 d'r Bergfranz dora winkt!

Dra schlüpft sich üsra Bodasee;
 er glänzt im Sunnaschi,
 und still und langsam drüberhe
 zierend Schiffli groß und fli.

's Schönst lit vor dir. Was luegst so mit?
 Herrgott, wie's Herz oam lacht,
 stond Böm i schöner Früeligszit
 i so ner Bluest und Pracht.

Du seahst ke Stroß, du seahst ke Hus,
 vom ganze Dörfli meh;
 denn übers Dach und's Kämme us
 hangt luter Blüeteschnee.

De Kerchtorn nu mit guldnem Knopf
 luegt über Dorf und Feld;
 die Gwündernas streckt Hals und Kopf
 schier bis as Himmelszelt.

Was seahi dört? Stoht nöd bim Strom
 i all dem Blüetemeer
 no üsra alt Hansferabom,
 als wie en große Herr?

Wie mengmol han mi doch als Knab
zur Herbstzit zu-n-em gleit
und gwartet, bis dor d'Blätter ab —
zi homm! — e Bera feit.

Du alta Kerli! Mahnst mi du
a mini Jugebzit!
Denn lueg, wie gmüetlig hert drazu
mis Waters Hüsi lit.

Jo, jo — s'jind mengi Johr verruscht,
viel gueti Gründ sind tot;
sie ruebit dört, vo Bluest umruscht,
still us vo jeder Not.

Und wenn mi Ührli stilla stoht,
so trägid mi dörthi;
de Kirchhof i de Stadt — bi Gott —
er ist z'bornehm für mi.

Bi eu, ihr lieba, gueta Gründ,
Trom i min letschta Trom;
Dört schlof i selig wie-n-a Kind;
Denn dört bin i — dehom.

J. Brässel.

55. Der Winter.

1. Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schüttle eim e redli Teil
i d'Gärten aben und ufs Huus;
es schneit doch au, es isch e Gruus!
Und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel obe, merki wohl.
2. Und wo ne Ma vo witem lauft,
so het er vo der Bauwele kauft;
er treit sie uf der Achsle no
und uf em Huet und lauft devo.
Was laufst denn so, du närrsche Ma?
De wirsch sie doch nit gstohle ha?

3. Und d'Gärten ab und d'Gärten uf hend alli Scheie Chäppli uf.
Sin stöhd wie grosse Herre do; sie meine, s' heigs sust
niemes so. Der Nussbaum het doch au si Sach, und's Heere
Huus und 's Chilchedach!
4. Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee, me sieht kei
Stross und Fussweg meh. Meng Some-Chörnli, chlei und
zart, lit unterm Bode wohlverwahrt, und schnei's, so lang
es schneie mag, es wartet uf si Ostertag.
5. Meng Sommervögeli schöner Art lit unterm Bode wohlver-
wahrt; es hät kei Chummer und kei Chlag und wartet uf
si Ostertag; und gangs au lang, er chunt emol, und sider
schloft's, und 's isch em wohl.
6. Doch wenn im Früelig 's Schwälmli singt und d'Sunnewärmi
abedringt, potz tuusig, wacht's in jedem Grab und streift
si Totehemdli ab. Wo nummen au ne Löchli isch, schlüft
's Leben use, jung und frisch.
7. Do flügt e hungrig Spätzli her! E Brösli Brot wär si Be-
gehr. Es luegt ein so erbärmli a; 's het sieder nächtig nüt
me g'ha. Gell Bürstli, sell isch andri Zit, wenn 's Chorn
in alle Furre lit?
8. Do hesch! Loss andere au dervo! Bisch hungerig, chasch
wieder cho! 's muss wohr si, wie 's e Sprüchli git: „Sie
säe nit und ernte nit; sie hend kei Pflug und hend kei
Joch, und Gott im Himmel nährt sie doch.“ J. P. Hebel.

Zweiter Abschnitt.

Übungsstoffe zur Sprachlehre.

A. Aus der Satz- und Wortlehre.

§ 1. Die Ergänzung.

1.

Das Werk lobt den Meister. Der Krieger bekämpft den Feind. Der Bauer pflügt den Acker. Ich schreibe einen Brief. Die Katze fängt Mäuse. Die Vögel bauen Nester. — Der Landmann schätzt den Knecht. Er schätzt ihn. Der Bruder liebt die Schwester. Er liebt sie. Die Mutter küßt das Kind. Sie küßt es.

Aufgaben.

1. Frage in jedem Satze nach der Ergänzung mit wen oder was? Z. B. Wen lobt das Werk? Was pflügt der Bauer? — Beantworte diese Fragen schriftlich, und unterstreiche die Ergänzung! Z. B. Das Werk lobt den Meister. Der Bauer pflügt den Acker.

2. Schreibe diese Sätze in der Mehrzahl, und unterstreiche die Ergänzung!

3. Bilde Sätze mit nachfolgenden Wörtern, indem je das erste als Satzgegenstand, das zweite als Ergänzung verwendet wird!

Lehrer . . . Brief. Gärtner . . . Rosenstock. Metzger . . . Ochse. Blik . . . Baum. Großmutter . . . Hanf. Arzt . . . Kranker. Ofen . . . Stube. Schütze . . . Scheibe. Wasser . . . Feuer. Knecht . . , Gras.

Z. B. Der Lehrer schreibt den Brief (einen Brief).

4. Beantworte folgende Fragen durch die eingeschlossenen Wörter, denen das Geschlechtswort vorzusetzen ist!

Was versfertigt die Schneiderin? (Rock, Schürze, Hemd). Was braucht der Zimmermann? (Hobel, Säge, Beil). Was zeichnet der Schüler? (Schulhausplan, Karte, Haus). Was frißt die Kuh?

(Klee, Spreu, Gras). Wen liebt der Knabe? (Vater, Mutter, Schwesterchen). Wen verfolgt der Jäger? (Hase, Ente, Rebhuhn).

Z. B. Die Schneiderin verfertigt den Rock, die Schürze, das Hemd.

2.

Der Sohn gehorcht dem Vater. Der Herr befiehlt dem Knecht. Der Tiger gleicht der Katze. Der Hund ist dem Menschen treu. Lohn gebührt dem Fleißigen. Dem Tauben fehlt das Gehör.

Der Acker gehört dem Bauer. Er gehört ihm. Die Magd dient der Herrschaft. Sie dient ihr. Der Weg ist dem Mädchen bekannt. Er ist ihm bekannt.

Aufgaben.

1. Frage in jedem Satze nach der Ergänzung mit wem! Z. B. Wem gehorcht der Sohn? — Beantworte diese Fragen schriftlich, und unterstreiche die Ergänzung! Z. B. Der Sohn gehorcht dem Vater.

2. Schreibe die Sätze so, daß die Ergänzung in der Mehrzahl steht! Z. B. Die Söhne gehorchen den Vätern.

3. Bilde aus folgenden Wörtern Sätze in der Einzahl, und unterstreiche die Ergänzung!

Buch Schüler gehören. Herde Hirt folgen. Schaf Landmann nützen. Hund Herr gehorchen. Arzt Kranker helfen. Offizier Soldat befehlen. Waisenknabe Wohltäter danken. Gift Gesundheit schaden. Hase Kaninchen ähnlich. Freund ich treu.

Z. B. Das Buch gehört dem Schüler.

4. Bervollständige folgende Sätze durch eine Ergänzung in der Mehrzahl!

Lohn wird gegeben. Honig wird genommen. Kartoffeln werden geschenkt. Bücher werden verkauft. Lärm wird verboten. Menschenliebe ist geboten. Die Eier werden weggenommen. Die Federn werden ausgerupft.

Z. B. Lohn wird den Arbeitern gegeben.

3.

Der Kranke bedarf des Arztes. Der Arme entbehrt des Geldes. Der Leichtsinrige spottet der Gefahr. Der Reumütige klagt sich eines Verbrechens an. Der Blinde ist des Weges unkundig. Der Arbeiter ist des Lohnes wert.

Der Dankbare gedenkt des Wohlthäters. Er gedenkt seiner. Der Leichtsinrige spottet der Mahnung. Er spottet ihrer. Ich werde deiner nie vergessen.

Aufgaben.

1. Frage in jedem Satze nach der Ergänzung mit *wessen*! Z. B. *Wessen* bedarf der Kranke? — Beantworte diese Fragen schriftlich, und unterstreiche die Ergänzung! Z. B. Der Kranke bedarf des Arztes.

2. Bilde Sätze mit Ergänzungen auf die Frage *wessen* über die Wörter: bedürfen, entbehren, sich erinnern, sich freuen, eingedenkt, verdächtig, müde, gewohnt.

4.

Der Bote bringt dem Lehrer einen Brief. Die Mutter giebt dem Kinde Brot. Der Führer zeigt dem Wanderer den Weg. Der Käufer bezahlt dem Kaufmann die Ware. Die Kinder bereiten den Eltern Freude. Befiehl dem Herrn deine Wege!

Aufgaben.

1. Unterscheide in diesen Sätzen die beiden Ergänzungen, und unterstreiche beim Abschreiben die Ergänzung auf die Frage *was* doppelt, diejenige auf die Frage *wem* einfach!

2. Bilde eigene Sätze mit zwei Ergänzungen über die Wörter: bringen, geben, senden, verkaufen, schenken, versprechen, wegnehmen, wünschen.

3. Gieb in sämtlichen Sätzen unter Ziffer 1, 2, 3 und 4 an, ob die Ergänzung durch ein Hauptwort oder durch ein Fürwort ausgedrückt ist.

4. Unterscheide in den einfachen Sätzen eines bestimmten Bestandes den Satzgegenstand, die Satzaussage und die Ergänzung, und gieb an, wodurch jedes dieser Satzglieder ausgedrückt ist!

§ 2. Die Fallbiegung des Hauptwortes.

1.

Der Mann arbeitet. Die Arbeit ist des Mannes würdig. Ehre gebührt dem Manne. Die Waffen zieren den Mann.

Der Vater sorgt. Der Sohn gedenkt des Vaters. Er schreibt dem Vater. Er liebt den Vater.

Die Länder sind bewohnt. Der Reisende ist der Länder kundig. Die Kriege sind den Ländern verderblich. Die Eisenbahnen durchziehen die Länder.

2.

Der Mensch bedarf der Nahrung. Die Lüge ist des Menschen unwürdig. Auch die wilden Tiere folgen dem Menschen. Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde.

Der Rabe ist nicht beliebt. Der Bauer ist des Raben überdrüssig. Er stellt dem Raben oft nach. Er tötet den Raben.

Die Bären sind gefährlich. Die Jäger erwehren sich der Bären. Der Honig ist den Bären lieb. In unsern Wäldern rotten wir die Bären aus.

Übersicht.

1. Starke Biegung.

Einzahl.

Werfall: Der (ein) Mann, der Vater;

Wesfall: Des (eines) Mannes, des Vaters;

Wemfall: Dem (einem) Manne, dem Vater;

Wenfall: Den (einen) Mann, den Vater;

Mehrzahl.

Werfall: die Männer, die Väter.

Wesfall: der Männer, der Väter.

Wemfall: den Männern, den Vätern.

Wenfall: die Männer, die Väter.

2. Schwache Biegung.

Einzahl.

Werfall: Der (ein) Mensch, der Rabe;

Wesfall: Des (eines) Menschen, des Raben;

Wemfall: Dem (einem) Menschen, dem Raben.

Wenfall: Den (einen) Menschen, den Raben;

Mehrzahl.

Werfall: die Menschen, die Raben.

Wesfall: der Menschen, der Raben.

Wemfall: den Menschen, den Raben.

Wenfall: die Menschen, die Raben.

Aufgaben.

1. Schreibe die vier Biegungsfälle folgender Hauptwörter in der Einzahl und Mehrzahl: der Berg, das Feld; die Stadt, die Frau; der Hirt, der Held; das Auge, das Ohr; der Garten, das Mädchen; der Friede, der Gedanke.

2. Suche aus einem bestimmten Lesestück alle Hauptwörter mit dem zugehörigen Geschlechtswort heraus, und ordne sie in Säulenform nach den vier Fällen!

§ 3. Die Biegung des persönlichen Fürwortes.

Ich habe einen Freund. Er gedenkt meiner. Der Freund sendet mir ein Buch. Er erfreut mich.

Du bist krank gewesen. Der Arzt hat sich deiner angenommen. Er verordnete dir eine Arznei. Die Arznei hat dich geheilt.

Er, der Beamte, (sie, die Lehrerin; es, das Gericht) wird gewählt. Wir bedürfen seiner. Das Volk vertraut ihm und achtet ihn.

Wir waren fleißig. Die Eltern freuten sich unser. Sie spendeten uns Lob. Sie belohnten uns.

Ihr seid gehorsam. Der Lehrer freut sich euer. Er zeigt euch ein schönes Bilderbuch. Er lobt euch.

Sie (die Ärzte) haben viel zu thun. Die Kranken können ihrer nicht entbehren. Sie sollen ihnen genau folgen. Das Volk ehrt sie.

Übersicht.

Einzahl.

	1. Person.	2. Person.	3. Person.		
1. Fall.	ich	du	er	sie	es
2. Fall.	meiner (mein)	deiner (dein)	seiner (sein)	ihrer (ihr)	seiner (sein)
3. Fall.	mir	dir	ihm	ihr	ihm
4. Fall.	mich	dich	ihn	sie	es

Mehrzahl.

1. Fall.	wir	ihr	sie
2. Fall.	unser	euer	ihrer
3. Fall.	uns	euch	ihnen
4. Fall.	uns	euch	sie

Aufgaben.

1. Schreibe ein bestimmtes Beseftück in der Weise ab, daß überall statt des persönlichen Fürwortes wieder das entsprechende Hauptwort gesetzt wird!

2. Schreibe aus einem bestimmten Beseftück alle persönlichen Fürwörter, in Säulenform geordnet, und zwar a) nach der Einzahl und Mehrzahl in zwei Gruppen, b) nach den Personen in drei Gruppen, c) nach den Biegungsfällen in vier Gruppen!

§ 4. Die Ergänzung mit Vorwort.

1.

Ich denke an den Freund. Der Kaufmann klagt über einen Geschäftsfreund. Der Vogt sorgt für sein Mündel. Der Bettler bittet um eine Gabe. Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Der Fromme vertraut auf Gott. Der Gottlose spottet über ihn.

2.

Der Lehrer fragt nach einem Abwesenden. Die Zeitung berichtet von einem Festzug. Gott bewahre mich vor dem Bösen! Der Apfelskern entwickelt sich zum Baume. Bewegung dient zur Gesundheit. Der Müde sehnt sich nach Ruhe. Er spricht von uns.

Aufgaben.

1. Frage in den Sätzen unter Ziffer 1 und 2 nach der Ergänzung, und gieb an, welchen Fall das Vorwort regiere. 3. B. An wen denke ich? Antw. An den Freund. „An“ regiert den 4. Fall.

2. Verwandle in den folgenden Sätzen die Fallergänzung in eine Ergänzung mit Vorwort!

Der Lehrer entließ mich der Schule. Ich freute mich des schönen Abends. Der mutwillige Friß spottete eines Gebrechlichen. Vertraue der Gnade Gottes! — Der Kranke ergiebt sich dem Willen Gottes. Er hofft Erlösung von seinen Leiden. Er folgt den Anordnungen des Arztes.

3. Bilde eigene Sätze mit folgenden Wörtern:

a) Vorwörter, welche den 4. Fall regieren.

an. Denken, glauben, schreiben, mahnen, erinnern.

auf. Hoffen, vertrauen, zählen, warten, verzichten.

um. Bitten, flehen, arbeiten, verrechnen.

für. Ansehen, halten, sich ausgeben, sich erklären.

über. Lachen, spotten, weinen, klagen, jammern.

wider. Streiten, kämpfen, sprechen, zeugen.

b) Vorwörter, welche den 3. Fall regieren.

zu. Erwählen, ermahnen, ernennen, nützen, werden.

von. Sprechen, hören, erzählen, erlösen, befreien.

vor. Bewahren, schützen, verbergen, hüten.

nach. Fragen, streben, begehren, schicken, forschen.

4. Suche in bestimmten Veseistücken alle Ergänzungen, welche durch ein Hauptwort mit Vorwort ausgedrückt sind, und gieb an, welchen Biegungsfall das Vorwort regiere!

§ 5. Die Leidesform des Zeitwortes.

Das Pferd zieht den Wagen. Der Wagen wird von dem Pferde gezogen. Die Sonne erwärmt die Erde. Die Erde wird von der Sonne erwärmt. Feuer läutert das Gold. Das Gold wird vom Feuer geläutert. Das Gewitter reinigt die Luft. Die Luft wird durch das Gewitter gereinigt. Wärme dehnt die Körper aus. Die Körper werden durch Wärme ausgedehnt.

2.

Das Gras wird gemäht. Der Raps ist geschnitten worden. Der Dieb wird entdeckt werden. Nikolaus Leuenberger wurde enthauptet. Die Österreicher wurden von den Eidgenossen geschlagen.

Aufgaben.

1. Wandle die Sätze von § 1, Ziffer 1, dann auch diejenigen von § 1, Ziffer 4, in die Leideform um, und schreibe sie nieder.

2. Schreibe eine Anzahl eigener Sätze mit Ergänzungen im

4. Fall, und ändere die Thätigkeitsform in die Leideform um!

3. Schreibe diese Sätze in den vier uns bereits bekannten Zeitformen, z. B.:

Gegenwart: Das Gras wird gemäht.

Einfache Vergangenheit: Das Gras ist gemäht worden.

Mitvergangenheit: Das Gras wurde gemäht.

Einfache Zukunft: Das Gras wird gemäht werden.

4. Suche aus einem bestimmten Lesestück alle Sätze mit einer Ergänzung im 4. Fall, und wandle sie in die Leideform um!

§ 6. Die Umstandesbestimmung.

1.

Bern liegt an der Aare. Wir leben in der Schweiz. Die Eidgenossen siegten bei Murten. Frankreich liegt jenseit des Jura. Luft ist aller Orten. Dort steht ein Baum. Unten klappert eine Mühle. — Morgenstunde hat Gold im Munde. Das Glück steht oft auf einer Kugel. Kauf die Rahe nicht im Sack! Die Armut wohnt neben dem Überfluß.

Das Licht kommt von der Sonne. Die Kartoffeln stammen aus Amerika. Der Landmann bringt die Garben vom Felde. Die Biene holt den Honig von den Blumen. Harz quillt aus den Bäumen. Die Aale schleichen zuweilen aus dem Wasser. Woher kommt die Biß?

Der Rhein fließt in den Bodensee. Der Hirt zieht auf die Berge. Die Eisenbahn fährt nach der Hauptstadt. Der Hund legt sich neben seinen Herrn. Der

Bote geht seines Weges. Der Handwerksbursche reist fort. Das Bächlein rinnt thalwärts. — Treue Hand geht durchs ganze Land. Gebratene Tauben fliegen einem nicht in den Mund. Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul. Vorbei an der Kirche führt der kürzeste Weg nach dem Zuchthause.

Aufgaben.

1. Frage nach der Ortsbestimmung mit wo, woher, wohin, und unterstreiche dieselbe beim Abschreiben des Satzes!

2. Unterscheide in jedem Satze, ob die Ortsbestimmung durch ein Hauptwort (mit oder ohne Vorwort) oder durch ein Umstandswort ausgedrückt ist; bei jedem Vorwort gieb den Fall an, welchen es regiert!

3. Bilde aus nachfolgenden Wörtern ganze Sätze!

a) Auf die Frage wo steht der Wemfall, auf die Frage wohin der Wenfall.

auf. Sitzen — wo? Sich setzen — wohin?

vor. Stehen — wo? Etwas stellen — wohin?

Wandern — wo? Wandern — wohin?

an. Hangen — wo? Etwas hängen — wohin?

neben. Liegen — wo? Etwas stecken — wohin?

in. Stecken — wo? Etwas legen — wohin?

Springen — wo? Springen — wohin?

unter. Kriechen — wo? Kriechen — wohin?

hinter. Gehen — wo? Gehen — wohin?

zwischen. Fahren — wo? Fahren — wohin?

b) Der Aäliberg liegt unweit d—. Unfern d— Neufmündung ergießt sich auch... Oberhalb d— Teufelsbrücke... Unterhalb d— Stadt Schaffhausen... Innerhalb d— Stadtmauern... Außerhalb d— Dorf—... Göschenen liegt dießseit d—, Airolo jenseit d—. Jenseit d— Jura... Hohe Pappeln stehen oft längs (messen?) d— Weg—. An unserer Ostgrenze dehnt sich längs (weim?) d— Rhein—...

4. Unterscheide die Ortsbestimmungen in geeigneten Lesebüchern!

3. B. Nr. 3 und Nr. 6.

2.

Die Sonne geht am Abend unter. Der Mond leuchtet bei Nacht. Mein Freund kommt diesen Abend. Sonntags gehen wir in die Kirche. Dann haben wir Feiertag. Heute ist ein Werktag. Wir haben gestern einen Ausflug gemacht. Der Wein verspricht heuer eine reiche Ernte. — Der Verstand kommt nicht vor den Jahren. Man muß den Tag nicht vor dem Abend loben. Rom ist nicht in einem Tag erbaut worden. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. Der Mensch fehlt tausendfach. Übermuth thut nimmer gut. Unverhofft kommt oft.

Der Unterricht dauert bis um vier Uhr. Bei St. Jakob wehrten sich die Eidgenossen bis auf den letzten Mann. Seit der Reformation giebt es katholische und reformierte Schweizer. Den lieben, langen Tag hat der Kranke nur Schmerz und Plag. Die Woche währt sieben Tage. Das Jahr dauert lange. Ehrlich währt am längsten.

Aufgaben.

1. Frage nach der Zeitbestimmung mit wann (wie oft) und wie lange (bis wann, seit wann), und unterstreiche dieselbe beim Schreiben des Satzes!

2. Unterscheide in jedem Satze, wodurch die Zeitbestimmung ausgedrückt ist!

3. Bilde Sätze mit folgenden Zeitbestimmungen!

- a) Am späten Abend, am frühen Morgen, im Winter, über Mittag, gegen Morgen, über ein Jahr, während des Tages, binnen einer Woche, innerhalb eines Jahres, seit acht Tagen, bis zum Tode, für einige Jahre.
- b) früh, spät, jetzt, nun, bald, nächstens, erst, einst, morgen, übermorgen, schon, endlich, allemal, zweimal, abends, nachts, allezeit.
- c) des Abends, des Morgens, des Nachts, des Sonntags, heutigen Tages; — jeden Tag, nächsten Herbst, das ganze Jahr, diesen Augenblick.

d) den Tag über, die ganze Nacht durch, jahraus, jahrein, tagelang, von Kindheit an, von Jugend auf, von alters her.

4. Unterscheide die Zeitbestimmung in passenden Beispielen!
 Z. B. Nr. 34 und Nr. 35.

3.

Der Donner rollt mit Macht. Der Blitz fährt im Zickzack. Der Leichtsinige lebt ohne Sorgen. Der Arme reißt zu Fuß. — Mit Speck fängt man Mäuse. Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land. Die Lüge geht auf schwachen Füßen. Im Schweize deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Der Stolz sieht andere über die Achsel an. Der Greis steht mit einem Fuß im Grabe. Die Quittung unterzeichnet man mit eigener Hand. — Huß starb eines gewaltigen Todes zu Konstanz. Die Israeliten zogen trockenen Fußes durch das rote Meer. Arnold von Winkelried starb den Heldentod für sein Vaterland. Der Heimatlose zieht umher die Kreuz und die Quer.

Die Schweiz ist sehr gebirgig. Mancher Bergübergang ist äußerst beschwerlich. Die Thäler sind meist fruchtbar. Der Weinbau ist in manchen Gegenden außerordentlich ergiebig. — Almosen geben armet nicht. Große Seelen dulden still. Eigene Feuer kocht gut. Gleich und gleich gesellt sich gern. Erwerben und sparen zugleich macht am gewisesten reich. Salz und Brot macht die Wangen rot.

Aufgaben.

1. Unterscheide in obigen Sätzen die Weisebestimmung durch die Frage wie!

2. Gib in jedem Satze an, wodurch die Weisebestimmung ausgedrückt ist!

3. Bilde Sätze mit folgenden Weisebestimmungen:

a) schön schreiben, schnell fahren, heftig wehen, hell klingen, süß schmecken, lieblich duften; — besonders, überaus ziemlich, größtenteils, jedenfalls, schlechterdings.

b) einem auf's Haar gleichen, einem auf's Wort glauben, in Sauß und Brauß leben, über Hals und Kopf fliehen, mit Mann und Maus untergehen, mit einem blauen Auge davonkommen, geraden Weges gehen, langsamen Schrittes nahen.

4. Unterscheide die Weisebestimmung in Veseistücken! Z. B. Nr. 4, Nr. 48.

4.

Der Stahl wird aus Eisen bereitet. Die Banknoten werden von besonderem Papier gemacht. Aus Kindern werden Leute. — Das Wasser gefriert vor Kälte. Das Eis schmilzt von der Wärme. Der Stein fällt vermöge seiner Schwere. Wegen ihrer großen Entfernung erscheinen uns die Sterne sehr klein. Oft sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Der Arzt erkennt das Fieber an dem Pulsschlag. Aus deiner Arbeit ersehe ich den aufgewendeten Fleiß. Nach seinem Benehmen ist dieser Fremde ein gebildeter Mann. Dem Barometer zufolge wird bald Regenwetter eintreten. Laut der Zeitung werden unsere höchsten Berge zuweilen bestiegen. An vielem Lachen erkennt man den Narren.

Das Kind gehorcht aus Liebe. Der Knecht dient des Verdienstes wegen. Der Strafe halber nimmt sich der Leichtsinrige zusammen. Hilf dem Armen um Gottes willen! Manche streiten um des Kaisers Bart. — Der Vornehme reiset zum Vergnügen. Der Soldat kämpft für Freiheit und Vaterland. Wir lernen nicht für die Schule, sondern für das Leben.

Aufgaben.

1. Frage nach der Grundbestimmung mit warum (woraus, wovon, wemwegen, wovor, woran, wonach, wemzufolge, laut wessen, wozu, wofür)!

2. Geib in jedem Satze an, wodurch die Grundbestimmung ausgedrückt ist!

3. Beantworte die nachstehenden Fragen unter a, und vervollständige die Sätze unter b!

a) Woraus werden unsere Münzen gemacht? Woraus bereitet man Butter, Käse, Papier, Leinwand? Wovon erzittern die Fenster? Weshwegen steigt die Seifenblase in die Höhe? Wonach werden die Pflanzen eingeteilt? Wozu dienen die Eisenbahnen?

b) Man erkennt den Vogel an —. Nach — ist die Wärme heute gestiegen. Zur — reist der Kranke in ein Bad. Kaufleute reisen — halber. Der Lehrer beurteilt den Schüler nach —. Die Schule ist nicht da — wegen, sondern — wegen.

4. Unterscheide die sämtlichen Umstandsbestimmungen im Lesestück Nr. 13 (drei Freunde)!

§ 7. Die bezüglichlichen Zeitformen.

1.

Um acht Uhr kam ich in die Schule. Während der Nacht erquickte mich der Schlaf. Gestern überraschte uns ein Gewitter. Diesen Morgen schrieb mein Vater einen Brief. Gleichzeitig kochte die Mutter den Kaffee, und ich vollendete meine Schulaufgaben.

Aufgaben.

1. Schreibe das Zeitwort in der Mitvergangenheit ab, und setze dazu die Nennform! Z. B. kam, kommen.

2. Schreibe aus obigen Beispielen die reinen einfachen Sätze, und stelle die Zeitformen der Gegenwart, Mitvergangenheit, einfachen Vergangenheit und einfachen Zukunft nebeneinander! Z. B. Ich komme, kam, bin gekommen, werde kommen.

3. Bilde in gleicher Weise zwölf eigene Sätzchen, und stelle die Zeitwörter in den genannten vier Zeitformen nebeneinander! Z. B. Die Lerche singt, sang, hat gesungen, wird singen.

4. Schreibe aus dem Lesestück Nr. 41 (Reichtönn und Fürsorge) alle Zeitwörter, welche in der Mitvergangenheit stehen, und setze daneben die Nennform! Z. B. spielte, spielen.

2.

Bei der Dämmerung hatte ich mich schon aus dem Bette gemacht. Um sieben Uhr hatte ich meine Sprüche bereits auswendig gelernt. Vor acht Uhr war ich in der Schule angekommen. Im Brachmonat hatten die Bäume längst verblüht. Mitte Oktober waren alle Trauben gereift. Im November war das Laub von den Bäumen gefallen.

Aufgaben.

1. Schreibe das Zeitwort in der Vorvergangenheit ab, und setze die Nennform daneben! Z. B. hatte gemacht, machen.

2. Schreibe aus den Beispielen die reinen einfachen Sätze, und stelle die Zeitwörter in der Gegenwart, Mitvergangenheit, einfachen Vergangenheit, Vorvergangenheit und einfachen Zukunft neben einander! Z. B. Ich mache, machte, habe gemacht, hatte gemacht, werde machen.

3. Bilde eigene Sätze in der Vergangenheit und gib dabei an, was beim Eintritt des Winters geschehen war!

a) 6 Sätze in der Thätigkeitsform. Z. B. Der Landmann hatte die Kartoffeln gegraben. Er hatte den Weizen gesät.

b) 6 Sätze in der Leideform. Z. B. Die Kartoffeln waren gegraben worden. Der Weizen war gesät worden.

4. Unterscheide die Zeitformen in dem Lesestück Nr. 38.

3.

Im Januar wird der Bauer sein Getreide gedroschen haben. Ende April wird die Winterschule beendet sein. Im Mai werden die Zugvögel wieder angekommen sein. Am Neujahr wird die Jagd aufgehört haben. Im Frühling werden die Tage wieder länger geworden sein.

Aufgaben.

1. Schreibe das Zeitwort in der Vorzukunft ab, und setze die Nennform daneben. Z. B. wird gedroschen haben; dreschen.

2. Schreibe die reinen einfachen Sätze, und stelle alle 6 Zeitformen neben einander! Z. B. Der Bauer drischt, drisch, hat gedroschen, hatte gedroschen, wird dreschen, wird gedroschen haben.

3. Bilde eigene Sätze in der Vorzukunft, und gieb darin an, was am nächsten Morgen vergangen sein wird.

a) 6 Sätze in der Thätigkeitsform. Z. B. Der Mond wird gelehrt haben.

b) 4 Sätze in der Leidform. Z. B. Der Nebel wird vom Morgenwinde vertrieben worden sein.

4. Schreibe über den Frühling so, daß du angiebst, was im April vergangen sein wird! Z. B. Der April wird die Leute mit seinem Wetter geneckt haben.

Übersicht.

Nennform:	tragen,	lieben
Mittelwörter:	tragend, getragen, Thätigkeitsform.	liebend, geliebt
Gegenwart:	ich trage,	ich liebe,
Mitvergangenheit:	ich trug,	ich liebte,
Einfache Vergangenheit:	ich habe getragen,	ich habe geliebt,
Vorvergangenheit:	ich hatte getragen,	ich hatte geliebt,
Einfache Zukunft:	ich werde tragen,	ich werde geliebt,
Vorzukunft:	ich werde getragen haben,	ich werde geliebt haben.
Leidform.		
Gegenwart:	ich werde getragen,	ich werde geliebt,
Mitvergangenheit:	ich wurde getragen,	ich wurde geliebt,
Einf. Vergangenheit:	ich bin getragen worden,	ich bin geliebt worden,
Vorvergangenheit:	ich war getragen worden,	ich war geliebt worden,
Einfache Zukunft:	ich werde getragen werden,	ich werde geliebt werden,
Vorzukunft:	ich werde getragen worden sein.	ich werde geliebt worden sein.

§ 8. Die Beifügung.

1.

Winterszeit, kalte Zeit! Aber Gott schenkt warmes Kleid: dichten Schnee der kahlen Erde, warmes Wollensfell der Herde, Federn weich den Vogelscharen, daß sie keine Not erfahren. (W. Hen.) Steter Tropfen höhlt den Stein.

Stille Wasser sind tief. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. Der gerade Weg ist der kürzeste. Treue Hand geht durchs ganze Land. Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhelissen. — Im Mai: Der Nachtigall reizende Lieder ertönen und locken schon wieder die fröhlichsten Stunden ins Jahr. Nun singet die steigende Lerche, nun klappern die reisenden Störche, nun schwahet der gaukelnde Star. (Hagedorn.) Bewährter Freund, versuchtes Schwert sind in Nöten Geldes wert. Gebrannte Kinder fürchten das Feuer. Geteilte Freud' ist doppelt Freude. Geteilter Schmerz ist halber Schmerz.

Mein Auge sieht (wohin es blickt) die Wunder deiner Werke. Meine Wege sind nicht eure Wege. Sein Entschluß ist unwiderruflich. Unser Schicksal steht in Gottes Hand. Gehorchet euern Lehrern und folget ihnen! Ihre Werke folgen ihnen (den Toten) nach. — Auf dem Rigi: Dieser See ist prachtvoll beleuchtet; jener Gebirgszug ist der Jura; solche Fernsicht ist selten. — Zehn Jahre sind ein Jahrzehnt. Zwei harte Steine mahlen nicht gut. Je das vierte Jahr ist ein Schaltjahr. Was kommt in den dritten Mund, wird bald hundert Leuten kund. Viele Hunde sind des Hasen Tod. Keine Rose ohne Dornen. Mancher Rat führt zur That.

Aufgaben.

1. Frage nach der Beifügung mit was für ein; (welch, wie viel), und unterstreiche sie beim Abschreiben des Satzes!

2. Unterscheide in jedem Satze, wodurch die Beifügung ausgedrückt ist!

3. Bilde Sätze mit eigenschaftswörtlichen Beifügungen über folgende Wörter!

a) Eigenschaftswörter und Mittelwörter:

warm, frisch, scharf, stumpf, furchtsam, leichtsinnig; — siedendes Wasser, heilende Wunde, gedörrtes Gras, gebrannter Kalk, gebleichte Leinwand, geröstete Kaffeebohnen.

b) Fürwörter und Zahlwörter:

mein, dein, sein, unser, euer, ihr; dieser, jener, solcher;
— zwei, sieben, zwölf, hundert; erste, letzte; viele, wenige,
einige, alle.

4. Unterscheide die Beifügungen in den Lesestücken Nr. 4 und 8.

2.

Der Fleiß des Landmannes wird gesegnet. Die Hand des Schiffers lenkt den Kahn. Das Auge der Mutter wacht über die Kinder. Das Glück des Volkes ist die Sorge der Regierung. — Des Herren Auge macht die Pferde fett. Jeder ist seines Glückes Schmied. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Undank ist der Welt Lohn. An Gottes Segen ist alles gelegen. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Der Kinder Wille steckt in der Rute. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser; aber der Mutter Fluch reißen sie nieder.

Ein Ring von Gold ist kostbar. Der Gang im Takt erleichtert den Marsch. Brot aus Weizenmehl schmeckt gut. Das Korn auf dem Felde wird abgemäht. Die Straße über den Gotthard hat ihre Bedeutung verloren. Die Schlacht bei Sempach wird alljährlich gefeiert. — Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand. Perlen im Kot haben keinen Schein. Ein Spatz in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache.

Aufgaben.

1. Frage nach der Beifügung mit was für ein (oder welcher), und unterstreiche dieselbe in jedem Satze!

2. Unterscheide, wodurch die Beifügung jedesmal ausgedrückt ist!

3. Bilde eigene Sätze mit Beifügungen und zwar

a) Hauptwörtliche Beifügungen im Wesfall. Das Zeitwort ist in den nachfolgenden Beispielen in ein Hauptwort zu verwandeln und dann ein Satz zu bilden.

Die Bienen stechen. Die Vögel singen. Die Veilchen duften. Die Sterne glänzen. Der Lehrer unterrichtet. Der Schüler zeichnet. Der Pfarrer predigt. Der Nachtwächter ruft.

3. B. Der Stich der Biene ist schmerzhaft.

b) Hauptwörtliche Beifügungen mit Vormort. Die nachstehenden Andeutungen sind in Sätze zu vervollständigen.

Die Brücke über —. Die Grenze gegen —. Die Aussicht auf —. Der Gang nach. —. Die Fahrt über —. Eine Sammlung von —. Die Schlacht bei —. Das Land jenseit —. Der Graf von —. Eine Reise im —.

4. Unterscheide sämtliche Beifügungen in den Lesebüchern Nr. 21 und 23.

§ 9. Die Biegung des Eigenschaftswortes.

1.

Guter Rat ist teuer. Der Bedrängte bedarf **gutes** (guten) Rates. Er folgt **gutem** Räte. Er liebt **guten** Rat.

Gute Arbeit wird gern bezahlt. Dieser Handwerker rühmt sich **guter** Arbeit. Die Nachfrage fehlt **guter** Arbeit nicht. Man schätzt **gute** Arbeit.

Gutes Feld ist abträglich. Der Bauer freut sich **gutes** (guten) Feldes. **Gutem** Felde entspriest reiche Saat. Nur eine verständige Bewirtschaftung erzeugt **gutes** Feld.

Aufgabe.

Schreibe diese Sätze so ab, daß vor das Eigenschaftswort das entsprechende Geschlechtswort gesetzt wird, und unterstreiche die eigenschaftswörtliche Endung. Z. B. Der **gute** Rat ist teuer.

2.

Das Eisen ist hart. Der Stahl ist härter. Der Bär ist stark. Der Löwe ist stärker. Der Mond ist groß. Die Sonne ist größer. Der Jura ist hoch. Die Alpen sind höher. Der Fluß ist breit. Der Strom ist breiter. Die Glocke klingt laut. Der Schuß knallt lauter.

Der Diamant ist der härteste Stein. Der Elefant ist das stärkste Landtier. Der Kolibri ist der kleinste Vogel. Das Gewitter ist die großartigste Naturerscheinung. Der Monte Rosa ist der höchste Berg in der Schweiz. Zürich ist die größte Schweizerstadt. Dieser Mann ist mein bester Freund.

Aufgabe.

Schreibe die drei Steigerungsstufen von breit, laut, hart, stark, groß, hoch!

Übersicht.

1. Starke Biegung.

Männlich.

Weiblich.

Sächlich.

Einzahl.

- | | | |
|-------------------|---------------|----------------|
| 1. Grüner Baum, | grüne Wiese, | grünes Thal. |
| 2. Grünes Baumes, | grüner Wiese, | grünes Thales. |
| 3. Grünem Baume, | grüner Wiese, | grünem Thale. |
| 4. Grünen Baum, | grüne Wiese, | grünes Thal. |

Mehrzahl.

- | | | |
|-------------------|----------------|-----------------|
| 1. Grüne Bäume, | grüne Wiesen, | grüne Thäler. |
| 2. Grüner Bäume, | grüner Wiesen, | grüner Thäler. |
| 3. Grünen Bäumen, | grünen Wiesen, | grünen Thälern. |
| 4. Grüne Bäume, | grüne Wiesen, | grüne Thäler. |

2. Schwache Biegung.

Einzahl.

- | | |
|-----------------------|----------------------|
| 1. Der grüne Baum, | die grüne Wiese, |
| 2. Des grünen Baumes, | der grünen Wiese, |
| 3. Dem grünen Baume, | der grünen Wiese, |
| 4. Den grünen Baum, | die grüne Wiese, |
| 1. Das grüne Thal, | 3. dem grünen Thale, |
| 2. des grünen Thales. | 4. das grüne Thal. |

Mehrzahl.

- | | |
|-----------------------|------------------------|
| 1. Die grünen Bäume, | die grünen Wiesen, |
| 2. Der grünen Bäume, | der grünen Wiesen, |
| 3. Den grünen Bäumen, | den grünen Wiesen, |
| 4. Die grünen Bäume, | die grünen Wiesen, |
| 1. die grünen Thäler, | 3. den grünen Thälern, |
| 2. der grünen Thäler, | 4. die grünen Thäler. |

3. Steigerung.

Regelmäßig.

- | | | | | |
|-----------|----------|---------|----------|----------|
| 1. Stufe. | bunt, | edel, | hart, | stark, |
| 2. " | bunter, | edler, | härter, | stärker, |
| 3. " | buntest, | edelst, | härtest, | stärkst. |

Unregelmäßig.

- | | | | | | | |
|-----------|---------|--------|----------|---------|---------|---------|
| 1. Stufe. | gut, | viel, | wenig, | hoch, | nahe, | groß, |
| 2. " | besser, | mehr, | minder, | höher, | näher, | größer, |
| 3. " | best, | meist, | mindest, | höchst, | nächst, | größt. |

Aufgaben.

1. Schreibe die vier Biegungsfälle von: hoher Berg, der hohe Berg; alte Tanne, die alte Tanne; edles Pferd, das edle Pferd!

2. Schreibe die drei Steigerungsstufen von: rein, kühl; rund, sanft; klug, fromm; groß, hoch, nahe, gut viel, wenig!

§ 10. Der einfache Satz mit mehreren Erweiterungen.

Die leeren Fässer tönen am lautesten. Dem Zorne folgt die Reue auf dem Fuße nach. Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Um der Leute willen giebt sich der Heuchler den Schein von Frömmigkeit. Nach der Lehre Jesu haben wir die Hoffnung auf ein ewiges Leben. Kraft des Auftrages von Christo stifteten die Apostel die Kirche.

Das äußerst kunstreiche Gewebe der Spinnen zieht mit Recht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die schmähliche Unterdrückung des alten Schweizervolkes hat die blutigen Kriege gegen Oesterreichs Macht veranlaßt. Das erhabene Schauspiel der aufgehenden Sonne gewährt einen entzückenden Anblick. Die schnell verfließenden Tage der glücklich verlebten Kindheit kehren niemals wieder. Der erfahrene Mann zieht ohne Bedenken den erklärten Feind dem zweideutigen Freunde vor. Eine kleine Tafel von schwarzem Marmor an dem Linthkanal erinnert den Wanderer an die großen Verdienste des edeln Escher von der Linth.

Aufgaben.

1. Unterscheide in diesen Sätzen alle Satzglieder, und gieb an, wodurch jedes derselben ausgedrückt ist!

2. Thue dasselbe an verschiedenen Lesestücken!

B. Aus der Rechtschreiblehre.

§ 11. Einzelne Buchstaben und Silben.

1. f und s.

Lesen: er laß, hat gelesen, wird lesen, liest, ließt, lieft.

Weisen: er wies, hat gewiesen, wird weisen, weist, weift, weist.

Wachsen: er wuchs, ist gewachsen, wird wachsen, wächst, wächst.

Blasen: er blies, hat geblasen, wird blasen, bläset, bläst, bläst.

Reisen: er reiste, ist gereist, wird reisen, reiset, reist, reist.

Sausen: er sauste, hat gesaut, wird sausen, sauset, saust, saust.

Rose, Röschen, Hase, Häschen, Nase, Näschen, Blase, Bläschen.

2. ff, ß, ft.

Fassen, faßt, Faß; lassen, laßt, laß; vergessen, vergiß; messen, miß; wissen, gewiß; genossen, Genuß; müssen, muß; geflossen, Fluß; Schlösser, Schloß; Nüsse, Nuß.

3. ß nach gedehntem Selbstlaut.

Genießen, fließen, spießen, gießen, verdrießen, schließen; heiß, heißt, beißt; Maß, mäßig, mutmaßen, aß, Fraß, gesäßig; Gefäß; reißen, Reißzeug, Reißbrett (dagegen: das Reis); Buße, Spieß.

4. Die Endungen in und innen, nis und nisse.

Die Lehrerin, die Lehrerinnen; die Schneiderin, die Schneiderinnen; die Schnitterin, die Schnitterinnen; eine Sünderin, eine Verbrecherin; mehrere Freundinnen. — Das Vermächtnis, die Vermächtnisse; das Wagnis, die Wagnisse; ein Freundschftsverhältnis.

Aufgabe.

Schreibe diese Wörter ab, wende sie in Sätzen an, und merke den richtigen Gebrauch der betreffenden Buchstaben und Silben!

§ 12. Trennung der Silben.

1. Mücke, Lücke, Locke, Hacke, Ecke, Decke, Glocke, Bäcker; Raken, Spaken, Neke, Blitze, Schätze, sitzen, schwitzen, kraken; Maße, Füße, Spieße, Gefäße, Buße, Straße.

2. Schwester, Kasten, Kiste, Aste, dürsten, trösten, husten, kosten; Weipe, Nispe, Knospe, Eipe, Haspel, lispeln; Schöpfer, Zapsen, Strümpfe, Tropfen, Knöpfe, hüpfen, schlüpfen, knüpfen, pfsprossen.

Aufgaben:

1. Trenne obige Wörter nach Silben! Z. B. Mük-ke, Kat-ze, Ma-ße; Schwes-ter, Wes-pe; Schöp-fer.

2. Übe die Silbentrennung an Lesejstücken!

§ 13. Große und kleine Anfangsbuchstaben.

1.

Karl der Große, Napoleon der Dritte; das Wahre, das Schöne, viel Gutes, wenig Neues, etwas Schlechtes, der Kranke, der Gesunde, der Trauernde, der Genesene, der Geplagte; das Lernen, das Warten, das Fahren; das Mein, das Dein, das Wenn und das Aber; das Ich und das Weh, das Ubc, das Frühaufstehen, das Zueinandergreifen. — Das Berner Münster, die bernische Bevölkerung, die Thurgauer Zeitung, die thurgauischen Schulen, die Huber'sche Buchhandlung, die Appenzeller Landsgemeinde, der Rorschacher Berg, die zürcherische Baumwollenindustrie.

A u f g a b e.

Wende diese Ausdrücke in Sätzen an!

2.

man, jedermann, jemand, niemand, etwas, nichts; — jeder, alle, viele, manche, mehrere, einige, etliche, wenig, kein; — morgens, abends, nachts, mittags, vormittags (dagegen des Morgens, des Abends, Sonntags, Montags), anfangs, flugs.

alle beide, diese drei, wir vier, alle neun schieben, auf allen vierten kriechen, mit sechsen fahren, — jung und alt, groß und klein, gleich und gleich, über kurz oder lang, im ganzen, im allgemeinen, vor kurzem, vor allem, bei weitem, zum ersten, aufs beste, am schönsten (dagegen: Er ist auf das Schlimmste gefaßt, hofft das Beste).

A u f g a b e.

Bilde Sätze: a) mit den unbestimmten Fürwörtern, b) mit den unbestimmten Zahlwörtern, c) mit aus Hauptwörtern gebildeten Umstandswörtern, d) mit obigen Nebenarten.

3.

Ein paar Tage (dagegen: ein Paar Strümpfe), ein bißchen, ein weilschen, zeitlebens, lebenslang, wechselweise, seitens; — feind sein, schuld sein, leid sein, leid thun, weh thun (dagegen: Leid tragen, Schuld geben, Not leiden, Angst haben);

er hält haus (haushalten), er nimmt teil (teilnehmen); es nimmt überhand (überhandnehmen), es findet statt (stattfinden), er giebt preis (preisgeben).

Aufgabe.

Bilde mit diesen Ausdrücken vollständige Sätze!

4.

Wann wird unser Examen sein? fragte ein Schüler den Lehrer. Wie herrlich ist dieser Anblick! sagte der Vater beim Aufgang der Sonne. „O weh!“ rief der erschrockene Mann (Feststück Nr. 10). „Wozu habt ihr denn so viel Geld notwendig!“ fragte der Bauer (Nr. 21). „Was, helfen!“ jagte der grobe Gaul; „du bist der rechte Gast; du bist ein wenig faul!“ (Nr. 25.) „Bist du denn wirklich so arm?“ sprach der Lehrer (Nr. 27). „Fahre mir aus dem Wege!“ rief der eine. „Ei, so fahre du mir aus dem Wege!“ schrie der andere. „Ich will nicht!“ sagte der eine, „und ich brauche es nicht!“ sagte der andere (Nr. 45).

Aufgabe.

Schreibe sechs Sätze, in denen nach dem Frage- oder Ausrufungszeichen kein großer Anfangsbuchstabe stehen darf!

§ 14. Ergebnisse.

1.

1. Manche Zeitwörter und Eigenschaftswörter bedürfen notwendig einer Ergänzung. Diese ist darum immer auf ein Zeitwort oder ein Eigenschaftswort bezogen.

2. Die Ergänzungen stehen auf die Fragen a) wen oder was b) wem, c) wessen.

3. Die Ergänzung kann durch ein Hauptwort oder durch ein Fürwort ausgedrückt werden.

2.

4. Das Hauptwort hat vier verschiedene Formen auf die Fragen a) wer (oder was), b) wessen, c) wem, d) wen (oder was).

5. Diese vier Biegungsformen heißen: Werfall, Wesfall, Wemfall, Wenfall. Man nennt sie auch: 1. Fall, 2. Fall, 3. Fall, 4. Fall.

6. Man unterscheidet eine starke und eine schwache Fallbiegung des Hauptwortes.

3.

7. Wie das Hauptwort, so hat auch jedes persönliche Fürwort vier Fälle.

4.

8. Nicht jede Ergänzung kann durch die bloße Fallbiegung ausgedrückt werden. Es tritt dann ein besonderes Wörtchen vor die Fallform des Hauptwortes oder Fürwortes. Dieses Wörtchen heißt Vorwort, und die Ergänzung wird eine Ergänzung mit Vorwort genannt.

9. Das Vorwort bei der Ergänzung regiert bald den 4., bald den 3. Fall.

5.

10. Sagt ein Zeitwort aus, was ein Gegenstand thut, so steht es in der Thätigkeitsform. Sagt es aber aus, was mit dem Gegenstand gethan wird, so steht es in der Leideform.

11. Zeitwörter, welche eine Ergänzung im 4. Fall verlangen, können in der Leideform stehen.

6.

12. Man kann eine Thätigkeit oder Eigenschaft näher bestimmen nach dem Ort, der Zeit, der Weise und dem Grunde. Solche Satzglieder heißen Umstandsbestimmungen. Sie sind, wie die Ergänzungen, stets auf ein Zeitwort (Hülfszeitwort) oder ein Eigenschaftswort bezogen.

13. Es giebt 4 Arten von Umstandsbestimmungen: Ortsbestimmungen, Zeitbestimmungen, Weisebestimmungen und Grundbestimmungen.

14. Die Ortsbestimmung steht auf die Fragen wo, woher und wohin.

15. Die Zeitbestimmung steht auf die Fragen wann und wie lange (wie oft, bis wann, seit wann).

16. Die Weisebestimmung antwortet auf die Frage wie.

17. Die Grundbestimmung entspricht im allgemeinen der Frage warum, im besondern steht sie auf die Fragen woraus, wovon, weshalb, wovor, woran, wonach, wemzufolge, laut wessen, wozu, wofür.

18. Die Umstandsbestimmung wird ausgedrückt: a) durch ein Umstandswort, b) durch ein Hauptwort mit oder ohne Vornwort.

19. Das Vornwort bei der Umstandsbestimmung regiert bald den 3. Fall, bald den 4., bald den 3. und 4., bald den 2. Fall.

7.

20. Sagt man aus, was im Augenblick des Sprechens geschieht, oder schon geschehen ist, oder erst noch geschehen wird, so wendet man eine der drei bestimmten Zeitformen an: Gegenwart, einfache Vergangenheit, einfache Zukunft.

21. Bezieht man aber die Thätigkeit auf einen bestimmten Zeitpunkt in der Vergangenheit, indem man sie bald als in diesem Zeitpunkt noch unvollendet, bald als in demselben schon vollendet darstellt, oder bezieht man die Thätigkeit auf einen bestimmten Zeitpunkt in der Zukunft, indem man sie als in diesem Zeitpunkte schon geschehen darstellt, so bedient man sich einer der drei bezüglichen Zeitformen: Mitvergangenheit, Vorvergangenheit, Vorzukunft.

22. Die Mitvergangenheit stellt eine Thätigkeit als in einem bestimmten Zeitpunkt der Vergangenheit noch andauernd dar. *B. V.:* Ich schrieb um 8 Uhr einen Brief.

23. Die Vorvergangenheit stellt eine Thätigkeit als in einem bestimmten Zeitpunkt der Vergangenheit schon vollendet dar. *B. V.:* Ich hatte um 8 Uhr schon einen Brief geschrieben.

24. Die Vorzukunft stellt eine Thätigkeit als in einem bestimmten Zeitpunkt der Zukunft schon geschehen dar. *B. V.:* Ich werde den Brief nach einer Stunde geschrieben haben.

8.

25. Die Beifügung ist die nähere Bestimmung eines Gegenstandes. Sie ist darum immer auf ein Hauptwort bezogen.

26. Die Beifügung steht auf die Frage was für ein (welch, wie viel).

27. Es giebt eigenschaftswörtliche und hauptwörtliche Beifügungen.

28. Die eigenschaftswörtliche Beifügung steht in der Regel vor ihrem Beziehungswort. Sie wird ausgedrückt: a) durch ein Eigenschaftswort, b) durch ein Mittelwort, c) durch ein Fürwort, d) durch ein Zahlwort.

29. Die hauptwörtliche Beifügung steht in der Regel nach ihrem Beziehungswort. Sie wird ausgedrückt: a) durch ein Hauptwort im 2. Fall, b) durch ein Hauptwort mit Vormort.

9.

30. Wie das Hauptwort, bei dem es steht, so hat auch das Eigenschaftswort vier Fälle.

31. Man unterscheidet ebenfalls eine starke und eine schwache Biegung des Eigenschaftswortes.

32. Das Eigenschaftswort wird stark gebogen, wenn ihm kein Bestimmungswort (Geschlechtswort, anderes Eigenschaftswort u. dgl.) vorangeht; folgt es aber einem solchen nach, so wird es schwach gebogen.

33. Ein und dasselbe Eigenschaftswort kann darum stark und schwach gebogen werden, wie es auch im männlichen, weiblichen und sächlichen Geschlechte stehen kann.

34. Überdies kann das Eigenschaftswort gesteigert werden. Es hat eine erste, eine zweite und eine dritte Steigerungsstufe.

10.

35. Ein einfacher Satz kann mehrere Erweiterungen zugleich haben.

36. Wegen der Schönheit und Verständlichkeit des Satzes ist eine starke Anhäufung solcher Erweiterungen zu vermeiden.

11.

37. Das **f** verwandelt sich am Ende einer Silbe in **s**, das **ff** in **ß**. In der lateinischen Schrift setzt man statt **f** und **s**: **s**, statt **ff** und **ß**: **ss**.

38. Die Endungen **in** und **nis** verdoppeln **n** und **s**, wenn ein Selbstlaut darauf folgt.

12.

39. Die zusammengesetzten Mittlaute **æ**, **h**, **it**, **ip** und **pf** werden beim Zerlegen eines Wortes in seine Silben getrennt, **æ** wird in **ff** aufgelöst.

13.

40. Außer den Hauptwörtern werden folgende Wörter mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben:

- a) Eigenschaftswörter und Zahlwörter, welche als Beinamen nach einem Hauptworte stehen.
- b) Eigenschaftswörter und Mittelwörter, welche sich auf kein vorhandenes Hauptwort beziehen, und vor welche man das Geschlechtswort setzen kann.
- c) Zeitwörter in der Nennform, vor welchen das Geschlechtswort stehen kann.
- d) Jedes andere Wort, welches durch das Geschlechtswort in ein Hauptwort verwandelt ist.

41. Eigenschaftswörter, welche von Eigennamen stammen, werden bald groß und bald klein geschrieben. Groß schreibt man sie, wenn sie durch die Endung **er** oder **sch**, klein dagegen, wenn sie durch die Endung **ich** gebildet werden.

42. Alle andern Wörter werden nicht mehr groß geschrieben, so insbesondere a) die unbestimmten Fürwörter, b) die unbestimmten Zahlwörter, c) die aus Hauptwörtern gebildeten Umstandswörter, d) Redensarten wie diejenigen am Schlusse von Ziffer 2, § 13.

43. Mit kleinen Anfangsbuchstaben werden endlich auch solche Hauptwörter geschrieben, welche in besonderer Anwendung (wie § 13, Ziffer 3) ihre hauptwörtliche Bedeutung verloren haben.

44. Auf das Frage- und Ausrufungszeichen folgt kein großer Anfangsbuchstabe, wenn das, was jenem Zeichen folgt, mit dem Vorhergehenden zu einem Satzganzen verbunden ist.

Realistische Abteilung.

Erster Abschnitt.

Vaterlandskunde.

1. Der Kanton Basel-Landschaft.

Unsere Heimatgemeinde bildet mit 73 andern Gemeinden zusammen den Kanton Basel-Landschaft, meist Baselland, auch das Baselbiet genannt. So heißt der Kanton, weil er früher zur Stadt Basel gehörte, die nordwärts zu beiden Seiten des Rheinstromes liegt. Im Osten grenzt der Kanton Baselland an den Aargau, im Süden bilden die Juraberge die natürliche Grenze gegen die Kantone Solothurn und Bern. Westlich liegen Teile von Solothurn, Baselstadt und des deutschen Reichslandes Elsaß, im Norden die Stadt Basel, das Großherzogthum Baden und der Aargau.

Die Oberfläche des Landes ist nur zum geringsten Theile eben; wohin man schaut, erheben sich Hügel und eigentliche Berge. Nur selten stehen sie einzeln; meist bilden sie fortlaufende Höhenzüge, zwischen denen sich Thäler in verschiedener Richtung hinziehen.

Im Süden des Kantons steigt, einem mächtigen Grenzwall gleich, in langer Kette der Jura empor. Quer- und Längsthäler und tiefe Schluchten und Klüfte trennen die einzelnen Höhenzüge, und in der Tiefe braust manches wilde Wasser. Bis weit hinauf breiten sich fruchtbare Acker aus, saftige Weiden bieten dem Vieh kräftige Nahrung, Buchen- und

Tannenwälder umsäumen die Hänge und Höhen, und grauweiße Felswände starren da und dort ins frische Grün hinein.

Das Kalkgestein, woraus der Jura besteht, birgt eine Menge merkwürdiger Versteinerungen. Es liefert ein treffliches Baumaterial, auch Gips kommt sehr häufig vor, und beinahe obenauf findet der Landwirt den vielverwendeten Mergel oder Letten.

Je weiter man nach Norden kommt, desto niedriger, sanfter und runder werden die Juraberge in ihren Formen, und die Landschaft bietet uns das Bild eines vielgestaltigen Hügellandes, welches in allen Richtungen von freundlichen, mit Ackern, Wiesen und Obstbäumen wohlbestellten Thalschaften durchzogen ist und an den sonnigen Abhängen sogar die Pflege des Weinbaues erlaubt.

Ausläufer des Jura erstrecken sich im Osten und im Westen des Kantons bis in die Rheinebene hinunter. Mehrere andere sind von ihnen eingeschlossen, erstrecken sich aber nur in die Thäler der Frenken und der Ergolz. Ihre Oberfläche ist oft eben oder nur wenig geneigt, und über der Hochebene erhebt sich manche aussichtsreiche Höhe.

Die wichtigsten Thäler, von denen das ganze Bergland durchschnitten ist, sind das Ergolz- und das Eithal im Osten, das Homburger- und das Diegterthal und die Thäler der vordern und der hintern Frenke.

Die Gewässer, welche diese Thäler durchfließen, vereinigen sich alle mit der Ergolz und fließen mit ihr dem Rheine zu. Der Rheinstrom bildet zwischen Augst und Birsfelden die nördliche Grenze des Kantons. In ihn ergießen sich ferner der Magdenerbach mit den Gewässern von Wintersingen und Buus, die Birs und der Birsig.

Einen andern Lauf haben die Bäche, welche in den Jurahöhen vom Schönthal und von Bärenwil herkommen. Sie vereinigen sich unterhalb Langenbruck und strömen von dort

der Dünnern und mit dieser durch die Balsthalerflus und das Gäu der Aare zu.

Zahlreiche gut unterhaltene Straßen durchziehen den Kanton nach allen Richtungen und führen selbst über die Jura Höhen hinüber in andere Kantone, wie die Straßen über die Schafmatt und den untern und obern Hauenstein. Auch an Eisenbahnlinsen fehlt es nicht. — Von Basel weg führt die Jura-Simplonbahn durch das Birsthal in den Kanton Bern, und die Centralbahn durchzieht den Kanton in seiner ganzen Länge und gewinnt, unter dem Hauenstein hindurchführend, das Aarethal. Bei Pratteln zweigt sich von ihr die Bözbergbahn ab. Auf der Birsigthalbahn durchfahren wir das Leimenthal bis zu dem am Fuße der Landskron gelegenen Dorfe Flühen. Die ebenfalls schmalspurige Waldenburgerbahn führt uns durch das Thal der vordern Frenke dem obern Hauenstein zu, und eine andere, durch die Kraft des elektrischen Stromes in Bewegung gesetzte Bahn, verbindet die beiden Ortschaften Sissach und Gelterkinden.

Der Kanton Baselland mißt 429 km². Nahezu $\frac{2}{3}$ davon sind Ackerland, Wiesen und Nebgelände, über $\frac{1}{3}$ ist Waldbestand und nur ein ganz kleiner Teil des Gebiets (etwa 3 0/0) ist nicht ertragsfähig.

Bei der Volkszählung von 1888 besaß der Kanton eine Bevölkerung von 61,941 Seelen, wovon $\frac{4}{5}$ dem evangelischen, $\frac{1}{5}$ dem katholischen Bekenntnisse angehören. In einzelnen größern Ortschaften wohnen auch Israeliten, doch ist ihre Anzahl gering.

Der Kanton ist in 4 Bezirke eingeteilt, welche nach ihren Hauptorten benannt werden; sie heißen: Arlesheim, Liestal, Sissach und Waldenburg. — Die Hauptstadt des Kantons heißt Liestal. Dort hat die Regierung ihren Sitz, und es halten dort auch der Landrat, das Obergericht und das Kriminalgericht ihre Sitzungen ab.

a) Der Bezirk Arlesheim.

Der Bezirk hat seinen Namen vom Hauptorte, dem stattlichen Dorfe Arlesheim.

Der Boden ist meist hügelig, nur der Birs und dem Birsig entlang ist das Land eben. Rechts von der Birs erhebt sich ein ziemlich bedeutender Höhenzug, dessen höchste Erhebungen, die Scharnfluh, die Schauenburgerfluh und der Wartenberg bei Muttenz, die Gegend in weitem Umkreise beherrschen.

Die südliche Grenze bilden die bewaldeten Höhen der Blauenette. Auf einem Vorsprunge derselben stehen die gewaltigen Überreste des Schlosses Pfeffingen, manches andere ehemals stolze Schloß liegt zerfallen im Walde.

Nordwärts erstreckt sich bis an die Grenzen des baselstädtischen Gebiets der waldbewachsene Lehmhügel des Bruderholzes, das eine Strecke weit zwischen Birs und Birsig die Wasserscheide bildet.

Im Schwabenkriege (22. März 1499) war es die Stätte eines blutigen Gefechtes zwischen den kaiserlichen Kriegern und den Eidgenossen. An den Sieg der letztern erinnert heute noch eine einfache Denksäule.

Der Bezirk Arlesheim ist sehr fruchtbar, und das milde Klima begünstigt die Ertragsfähigkeit des Bodens. Wenn im obern Kantonsteil der Schnee noch weithin das Land bedeckt, grünt und blüht hier schon alles. Auf den Matten und Feldern reifen hier früher als dort Gras und Getreide, die Feldfrüchte und das Obst. An den Berghängen bei Muttenz, Münchenstein, bei Arlesheim und in der Aa bei Aesch gedeiht die Weinrebe und der aus ihren Trauben gepresste Wein erfreut sich eines wohlverdienten Rufes.

Auch die Industrie beschäftigt, namentlich im Birsthale bei Arlesheim und Münchenstein, Hunderte von Arbeitern; viele finden auch im nahen Basel reichlichen Verdienst.

Den Verkehr vermitteln die Schienenstränge der Jura-Simplonbahn, welche durch das Birsthal führt, und der Birsigthalbahn (schmalspurig), welche die Dörfer des Leimenthales mit Basel verbindet.

Im Birsthale liegt am linken Ufer des Flusses das große Dorf Aisch mit stattlichem, nun als Schulhaus verwendeten Schlosse, und eine Viertelftunde weiter oben, am Berghange, erblicken wir das hübsch gelegene Pfeffingen mit herrlichem Ausblicke auf das ganze Gelände. Tiefer unten im Thale, in fruchtbarer Gemarkung, liegt Reinach mit hübscher Kirche.

Rechts lehnt sich an den nördlichen Abhang der Gempensfluh (765 m) der Hauptort des Bezirks, das stattliche Arlesheim.

Hoch über die übrigen Gebäulichkeiten des Fleckens erhebt sich die mit zwei Thürmen geschmückte Domkirche. Ein schöner freier Platz breitet sich vor derselben aus, umgeben von hübschen Gebäuden, den einstigen Wohnsitzen der Domherren des Bistums Basel.

In Arlesheim wohnt der Statthalter des Bezirks. Dort hält auch das Bezirksgericht allwöchentlich seine Sitzungen und befindet sich die Bezirksschreiberei. Oberhalb des Dorfes erheben sich die Trümmer stolzer Burgen, vor allem die mächtige Ruine Dorneck; dann die kleinere Birseck mit der vielbesuchten Einsiedelei und Reichenstein.

Thalwärts umsäumen den Fuß des Berghanges reizende Landhäuser. Unten an der Birsi stehen die Gebäulichkeiten der Seidenspinnerei, in welcher Tausende von Spindeln durch die Wasserkraft des Flusses in Bewegung gesetzt werden.

Dem Laufe der Birsi folgend, gelangen wir in kurzer Zeit nach Münchenstein. Das Dorf ist durch ein schreckliches Unglück zu trauriger Berühmtheit gelangt. Am Nachmittag des 14. Juni 1891 brach die Brücke, welche unterhalb des Dorfes über die Birsi führt, unter der Last eines darüber fahrenden Eisenbahnzuges zusammen, und mehrere Wagen mit ihren Insassen stürzten in die Tiefe. Über 70 Tote wurden aus

den Trümmern gezogen, mehr als das Doppelte betrug die Zahl der Verwundeten.

Die Birz überschreitend, kommen wir über Neuwelt nach Basel.

Von Münchenstein führt ein schattiger Weg nach dem am Fuße des aussichtsreichen Wartenberges gelegenen Dorfe Muttentz mit altertümlicher, gleich einer Festung von Mauer und Turm geschützten Kirche. Die Ebene unterhalb des Dorfes war einst der Schauplatz des blutigen Kampfes mit den Armagnaken (26. August 1444). Von dort waren die Eidgenossen über die Birz bis zum nahen St. Jakob vorgebrungen dem Untergange entgegen, der sie dort auf dem Kirchhofe ereilen sollte.

Die letzte Ortschaft des Birsthales, Birsfelden, liegt da, wo der Fluß in den Rhein mündet.

Vor wenigen Jahrzehnten noch standen im „Birsfelde“ nur einige wenige zu Muttentz gehörige Häuser. Heute ist Birsfelden die drittgrößte Gemeinde des Kantons und zählt gegen 4000 Einwohner, die ihren Lebensunterhalt meist im nahen Basel finden.

Am nördlichen Abhange des Bruderholzes vorüber gelangen wir über die Ebene von Gundoldingen aus dem Birsthal ins Birsigthal. Schon von weitem grüßt uns vom St. Margretenhügel herunter die Kirche der großen Gemeinde Binningen.

Dort oben stand einst das Feldlager Rudolfs von Habsburg, als er die Stadt Basel belagerte (1273). Dort erschienen die Abgesandten der deutschen Fürsten und meldeten ihm seine Wahl zum deutschen Könige. Von dort hielt er seinen Einzug in Basel, das nun willig seinem Könige die Thore öffnete.

Eine Wanderung von da durchs Leimenthal führt uns von Dorf zu Dorf nach Bottmingen zunächst, mit seinem

zu einer Fremdenpension umgewandelten Schlosse, und weiter nach Oberwil und Biel-Benken. Von da wenden wir uns östlich nach Thervil, dem Bezirksschulorte des Bezirks. Die über den „Käppelirain“ führende Straße verbindet Thervil mit dem Birsthale, eine andere führt uns südwärts nach dem freundlich am Fuße des Blauen gelegenen Ettingen (Bad.). Zwei weitere Ortschaften liegen am nördlichen Abhange des Höhenzuges, der sich über das linke Birsigufer erhebt, das große Dorf Allschwil mit dem dazu gehörigen Neu-Allschwil und das hart an der elsässischen Grenze gelegene Schönenbuch.

Die neun katholischen Ortschaften des Bezirks Arlesheim (Birseck) gehörten einst zum alten Fürstbistume Basel und kamen erst 1815 zum Kantone Basel und damit zur Schweiz.

b) Der Bezirk Liestal.

Der Bezirk Liestal liegt ganz im Gebiete der Ergolz. Sie betritt ihn oberhalb Laufen und durchfließt ihn bis zu ihrer Mündung in den Rhein in nordwestlicher und nördlicher Richtung. Zu beiden Seiten der Ergolz erheben sich bewaldete Höhenzüge, rechts Grammont, Scheuer- und Burghalde und andere mehr, die nordwärts bis in die Rheinebene vorspringen, links Galms, Seltisbergerhöhe, Sichtern, Bienenberg, Schauenburgerfluh und Adlerberg. Eben ist nur der schmale Landstreifen am linken Ergolzufer und das Gebiet zwischen Augst, Pratteln und dem Rheine.

In den Dörfern unterhalb Liestal gewährt die Landwirtschaft den Haupterwerb. An den sonnigen Halden rechts von der Ergolz gedeiht die Rebe, und auch in der Gegend von Pratteln wird der Weinbau betrieben.

Oberhalb Liestal bietet neben der Landwirtschaft die Wandweberei lohnende Beschäftigung, und in jedem Hause beinahe hört man das Klappern der Webstühle.

Die Hauptstadt Liestal (5000 Einwohner) liegt so ziemlich in der Mitte des Bezirks.

Liestal ist eine kleine, schmucke Stadt mit breiter Hauptstraße und wohlgebauten Häusern. Unter ihnen erregen unsere Aufmerksamkeit besonders das Regierungsgebäude mit einem sehr sehenswerten Museum und der Kantonsbibliothek, das Rathaus, die Kaserne, das neue Postgebäude, die Kantonalbank und die beiden Primarschulhäuser.



Liestal.

In der Umgebung der Stadt stehen einige hübsche Privathäuser, sowie die ausgedehnten Gebäulichkeiten des Krankenhauses, des Kantonsospitals und der Strafanstalt.

Die Stadt ist ein Waffenplatz der eidgenössischen Armee und als solcher den größten Teil des Jahres über von Militär belebt, namentlich von Infanterie- und Sappeurtruppen, die auf den Exercierplätzen im „Gitterli“ und auf der „Sichtern“ ihre Übungen abhalten und sich in der Anlage von Verschanzungen, dem Bau von Rotbrücken und im Graben von Minen üben.

Auch als Kurort ist Liestal vermöge seiner schönen und gesunden Lage stark besucht, und Erholungsbedürftige und Ver-

gnügungsreisende haben sich in dem freundlichen Städtchen stets heimisch gefühlt.

Die Bevölkerung der Stadt ist gewerbsam. Mehrere Fabriken dienen der Seidenindustrie, in andern werden wollene Tücher und Halblein verarbeitet. Auch die Bereitung von Leder und Schuhwerk, ferner die Bierbrauerei und die Herstellung von Farbstoffen beschäftigen zahlreiche Hände.

Neben seinen 12 Primarschulklassen besitzt Viestal eine stark besuchte Bezirksschule, eine Mädchen-Sekundarschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule.

Die Umgebung des Städtchens ist sehr anmutig und lädt nach allen Richtungen zu kleinern und größern Spaziergängen ein. Von den benachbarten Ortschaften liegen mehrere an der Centralbahnlinie oder in nächster Nähe derselben, wie das südöstlich gelegene Lausen und mehr nördlich Füllinsdorf mit Niederschönthal und Frenkendorf und weiterhin Pratteln. Unterhalb dieses Dorfes befindet sich die berühmte Saline Schweizerhalle. Aus beträchtlicher Tiefe wird hier das mit Salz gesättigte Wasser (Sole) an die Erdoberfläche gepumpt und in mächtigen Pfannen verdampft. Östlich davon, an der nach Zürich führenden Bözbergbahn, finden wir da, wo sich die Ergolz in den Rhein ergießt, das Dorf Nugst. Dort erhob sich einst eine stolze Römerstadt, von deren Bedeutung heute noch Überreste von Tempeln und andern Gebäuden und zumal die gewaltigen Ruinen eines Theaters Zeugnis ablegen.

Von hier gelangen wir über das freundlich am Berghange gelegene Giebenach in das fruchtbare Thal von Arisdorf und weiter hinauf nach Hersberg, von wo uns eine gute Fahrstraße durch das Windenthal nach Viestal zurückführt.

Westwärts zieht sich eine Straße an dem schön gelegenen Bienenberge vorbei ins Röserenthal bis hinauf zum vielbesuchten Bade Schauenburg, das in einem waldigen Kessel liegt und von aussichtsreichen Höhen umgeben ist.

Dem Laufe der hintern Frenke entlang, die sich unweit des Bades Bubendorf mit der vordern vereinigt, gelangen wir nach dem stattlichen Dorfe gleichen Namens.

Von dort führt uns die Straße in südwestlicher Richtung nach Ziefen, dessen hochgelegene Kirche weithin sichtbar ist. Unterhalb des Dorfes öffnet sich zur Rechten ein freundliches Thälchen. Im Hintergrunde erblicken wir auf einer Anhöhe das Schloß Wildenstein, das heute noch das Bild einer alten Ritterburg gewährt. Dort wohnte einst jener Hemmann Seevogel, der an der Spitze der Piestaler in den Kampf bei St. Jakob zog und mit ihnen den Heldentod starb.

Unweit Bubendorf liegt Ramlsburg, das von stolzer Berghöhe in das Thal der vordern Frenke hinunterschaut.

c) Der Bezirk Sissach.

Der Bezirk Sissach liegt im Südosten des Kantons und erstreckt sich nordwärts bis in das Rheingebiet.

An Bodenfläche übertrifft er alle übrigen Bezirke um ein Beträchtliches, hinsichtlich der Bevölkerungszahl nimmt er die zweite Stelle ein.

Sein Hauptgewässer ist die Ergolz. Sie entspringt an der Schafmatt oberhalb Oltingen und fließt an den ansehnlichen Dörfern Rothenfluh und Ormalingen vorbei nach Gelterkinden, dem Hauptorte des gleichnamigen Gerichtsbezirks mit weithin sichtbarer Kirche. Bald erreicht sie das kleine Böcken, den Sitz der Bezirksschule und den Hauptort selbst, das gewerbsame stadähnlich gebaute Sissach. Von da geht ihr Lauf nur noch eine kurze Strecke weit durch den Bezirk, den sie unterhalb Itingen verläßt.

Von rechts und links strömen der Ergolz zahlreiche Gewässer zu, so der Hemmikerbach, der oberhalb Hemmiken ent-

springt und bei Drmalingen mündet, und der Rickenbach, der, am freundlich gelegenen Dorfe gleichen Namens vorbei, unterhalb Gelterkinden in die Ergolz fließt.

Die meisten Zuflüsse kommen von links. Am Fuße der Froburg entspringt auf Solothurner Gebiet der Zeglingerbach. Unterhalb Zeglingen bildet er den lieblichen Wasserfall des „Gießen“ und eilt dann durch das einsame, von hohen Felswänden überragte Githal und von Tekenan weg durch ein freundliches Gelände der Ergolz zu, die er bei Gelterkinden erreicht.

Am untern Hauenstein entspringt der Homburgerbach. Er fließt an Läuelfingen und Buckten vorbei und nimmt bei Rümlingen den von Häfelfingen her kommenden Bach auf. Nachdem er noch auf seinem Laufe die Dörfer Diepflingen und Thürnen berührt hat, ergießt er sich unterhalb Böckten in die Ergolz. Bei Sissach nimmt diese auch den Bach des Diegterthales auf, der ihr, an Tenniken und Bunzgen vorbei, zuströmt.

Zu beiden Seiten der Thäler, welche von diesen Gewässern durchflossen werden, ragen Höhenzüge empor, und manche aussichtsreiche Erhebung läßt unsern Blick in weite Ferne schweifen.

Von der Höhe der Schafmatt und des Wiesenberges erblickt das Auge den größten Teil des Baseljbietes vor sich ausgebreitet. Fast gegenüber erhebt sich der Ziegberg, von ferne her grünen Rote Fluh und Wischberg und die Farnsburg, Staufen und Sissacherfluh und nördlich von Maisprach der Sonnenberg. Und freundliche Dörfer schmücken die fruchtbaren Hochebenen, das hoch gelegene Anwil im Osten und über dem Githal Wenslingen und anderwärts Rünnenberg und Kilchberg mit schmucker, weithin sichtbarer Kirche, und Känerkinden und Wittinsburg hoch über dem Homburgerthale, und nördlich von der Sissacherfluh das kleine Rußhof. Als Zeugen längst vergangener Zeiten erscheinen uns die gewaltigen Überreste der Schlösser

Homburg und Farnsburg. Sie waren einst der Sitz mächtiger Grafen und später der Landvögte der Stadt Basel. Im Jahre 1798 wurden sie vom empörten Landvolke erstürmt und durch Feuer zerstört.

Die Bewohner des Bezirks Sissach beschäftigen sich meist mit Landwirtschaft und Bandweberei. Für die letztere sind in Sissach und Gelterkinden eigene Fabriken eingerichtet worden; an den gleichen Orten befinden sich auch mechanische Werkstätten zur Herstellung von landwirtschaftlichen und von Hausgeräten, sowie von Bandwebstühlen. In Maisprach hat ein thätiger Mann durch das Schleifen und Zurüsten der Edelsteine für die Uhrenindustrie zahlreichen Arbeitern lohnende Beschäftigung verschafft. — In derselben Gemeinde, sowie in den benachbarten Orten Wintersingen und Buus wird auch der Weinbau betrieben und aus den an sonnigen Halden wachsenden Trauben in guten Jahren ein köstliches Getränk gekeltert. Auch die Fremdenindustrie hat im Bezirke ihre Stätten, und in dem freundlich am Fuße des Wiesenberges gelegenen Bade Ramsach hat schon mancher für Körper und Geist die nötige Erholung und Erfrischung wiedergefunden.

Durch den Bezirk Sissach führt der Schienenstrang der Centralbahn, welche das Homburgerthal in seiner ganzen Länge durchzieht. Bei Sissach zweigt sich von ihr eine elektrische Straßenbahn ab, die das gewerbreiche Gelterkinden mit dem Bezirkshauptorte verbindet.

d) Der Bezirk Waldenburg.

Im Süden des Kantons Baselland bildet ein vielgestaltiger Gebirgszug, der bis zu 1200 m emporragt, die Grenze gegen Solothurn. Von seinen Höhen, Schmutzberg und Böldchenfluh, Wannenfluh, Helsenberg, Kellenköpflein und Vogelberg, bietet sich uns die herrlichste Fernsicht dar.

Nordwärts zu unsern Füßen liegt der Bezirk Walden-

burg. Er ist vollständiges Bergland, von Thälern und Schluchten nach allen Richtungen durchschnitten. An der östlichen Grenze steigen Walten- und Dietisberg, nördlich vom Bölchen Gais- und Lauchfluh, Rehlag und Dielenberg zu beträchtlicher Höhe empor; im Westen sind Kellenberg und Wasserfalle, Gaiten- und Laumilberg und die aussichtsreiche Kastelenfluh die höchsten Erhebungen. Prächtige Weiden ziehen sich allenthalben von der Thalsohle weg bis hinauf an den Fuß der schroff ansteigenden Felszinnen. Dort sömmern zahlreiche Herden von Groß- und Kleinvieh, und freundliches Herdengeläute läßt sich weithin vernehmen. Am Bölchen entspringt der Diegterbach. Er erreicht das Thal bei Eptingen, einem freundlichen, von Bergen rings eingeschlossenen Kurorte. Das Diegterthal ist schmal, und die Berge treten von beiden Seiten nahe an den Bach heran. Von seinen Ortschaften gehört außer Eptingen nur noch Diegten zum Bezirke. Es ist ein an beiden Ufern des Baches sich lang hinziehendes Dorf, das in mehrere Teile (Ober-, Mühle-, Mittel-, Schloß- und Niederdiegten) zerfällt.

Südwestlich von Bölchen öffnet sich eine Thalmulde, an deren obern Rande das Kurhaus Kilchzimmer steht, während sie unten die Gebäulichkeiten des ehemaligen Klosters Schönthal abschließen.

Vor mehr als 700 Jahren war das Kloster von den Froburgergrafen gegründet worden, und in der Klosterkirche hatte der letzte des Geschlechts sein Grab gefunden. Heute ist es ein Sennhof, und das Kirchlein wird als Scheune und Wagenschopf verwendet.

Durch ein liebliches Thälchen führt uns von da die Straße nach Langenbrunn. Das hochgelegene Dorf hat einen bekannten Namen als Kurort. Leidende und Erholungsbedürftige halten sich zu Hunderten während des Sommers hier auf und finden im großen Kurhause, sowie in den Gast- und Privathäusern des Ortes gute Unterkunft. Die aus dem Schönthal und

von den umliegenden Höhen her kommenden Gewässer fließen in südwestlicher Richtung durch solothurnisches Gebiet der Dünern zu.

Nordwärts dagegen eilt die vordere Frenke, welche unweit Langenbruck entspringt. Ihrem Laufe folgend, gelangen wir auf der den obern Hauenstein durchbrechenden Straße nach dem Städtchen Waldburg. Es liegt eingekesselt zwischen gewaltigen Felsmassen, die sich hier von hüben und drüben so nahe treten, daß nur eine enge Kluse offen bleibt. Hoch darüber erheben sich die Überreste des einstigen Schlosses der Froburgergrafen.

Bis 1798 war der „Stein“ zu Waldburg Sitz der baslerischen Landvögte; in diesem Jahre wurde er wie die übrigen Schlösser vom erbitterten Landvolke gebrochen.

Von Waldburg führt uns die Straße thalabwärts nach Ober- und Niederdorf. Sie gehörten einst zusammen und trugen in alter Zeit den Namen Onoldswil, bis ein Bergsturz einen Teil der Ortschaft unter seinen Trümmern begrub.

Noch heute steht zwischen beiden Ortschaften die einstige Pfarrkirche der ganzen Thalschaft, vor mehr denn 800 Jahren zu Ehren des Apostels Petrus gebaut. Von Niederdorf und dem weiter unten gelegenen Hölstein führen rechts Straßen nach dem von Anhöhen eingeschlossenen Bennwil, links auf eine ausgedehnte fruchtbare Hochebene. Sie trägt keineswegs ein gleichförmiges Gepräge, sondern senkt sich bald thalwärts, bald steigt sie auch empor und ist durch Einschnitte vielfach gegliedert. An Ortschaften finden wir hier Lampenberg und am Fuße der Kastelenfluh Titterten mit dem altehrwürdigen Martinskirchlein und Arboldswil.

Südlich von Titterten führt ein steil ansteigendes Fahrsträßchen aus dem Thal der vordern Frenke nach Liederts- wil, im Volksmunde wohl auch Eschoppenhof genannt. Ein kurzer Aufstieg noch, und wir erreichen die Ebene des Sixt-

selbes, von wo der Weg sich in das Thal der hintern Grenze niedersenkt. Diese entspringt an Vogelberg und Wasserfalle und gewinnt in raschem Laufe das stattliche Reigoldswil, dessen schmucker Kirchturm den Wanderer schon von weitem begrüßt. Oberhalb des Dorfes erblicken wir rechts auf kahlem Felsenfegel die hübsche Burgruine Reifenstein. Hinter der Anhöhe zur Linken liegt in einer Thalmulde eingebettet Lauwil mit schönem neuen Schulhause und noch weiter westlich Brexwil am Fuße des Balzberges.

Die Bewohner des Bezirks Waldburg leben zum großen Teile vom Ertrage der Bandweberei. Beinahe in jedem Hause klappert der Webstuhl und sind emsige Kinderhände mit dem „Spülemachen“ beschäftigt. Land und Stall besorgt der Kleinbauer fast nur nebenbei, und nur für die Besitzer und Pächter der großen Sennhöfe sind Viehzucht und Milchwirtschaft fast ausschließlich die Quellen ihres Erwerbs.

In Waldburg und Umgebung wird die Uhrenfabrikation in großer Ausdehnung betrieben, und Hunderte von Arbeitern finden dabei in den großen Fabriken und auch zu Hause reichlichen Verdienst.

Mit dem übrigen Kanton ist der Bezirk Waldburg durch eine Eisenbahnlinie verbunden, die durch das Thal der vordern Grenze von Waldburg nach Liestal führt.

Es ist eine Schmalspurbahn. Die Schienen stehen nur 75 cm von einander ab, und sie zieht sich am Rande der breiten Landstraße durch die Dörfer des Thales hin.

2. Größenverhältnisse und Bevölkerung von Baselland.

Bezirk	Bodenfläche	Bevölkerung			
		1850	1860	1880	1888
Arlesheim	9,568,95 ha	12,003	14,230	19,987	21,903
Liestal	9,091,60 „	11,792	12,233	14,497	14,753
Sissach	13,750,— „	14,331	15,111	15,321	15,701
Waldenburg	10,564,50 „	9,759	10,008	9,466	9,584
Der Kanton	42,975,05 ha	47,885	51,582	59,271	61,941
Baselland	= 429 km ² .				

Gemeinde	Wohn- bevölkerung am 1. Dez. 1888	Gemeinde	Wohn- bevölkerung am 1. Dez. 1888
Bezirk Arlesheim.		Bezirk Liestal.	
1. Aich	1,555	1. Arisdorf-Dis- berg	729
2. Allschwil	2,402	2. Augst	421
3. Arlesheim	1,019	3. Bubendorf	1,430
4. Benken	330	4. Frenkendorf	1,068
5. Biel	254	5. Gällinsdorf	1,022
6. Binningen	4,181	6. Giebenach	198
7. Birsfelden	3,577	7. Hersberg	92
8. Bottmingen	747	8. Laufen	918
9. Ettingen	751	9. Liestal	4,850
10. Münchenstein	1,360	10. Lupfingen	369
11. Muttenz	2,102	11. Pratteln	1,961
12. Oberwil	1,140	12. Ramlinzburg	304
13. Pfeffingen	297	13. Seltisberg	473
14. Reinach	992	14. Giesen	918
15. Schönenbuch	235		
16. Therwil	961		
	<u>21,903</u>		<u>14,753</u>

Gemeinde	Wohn- bevölkerung am 1. Dez. 1888	Gemeinde	Wohn- bevölkerung am 1. Dez. 1888
Bezirk Sissach.		Bezirk Waldenburg.	
1. Anwil	348	1. Arboldswil	457
2. Böcken	407	2. Bennwil	550
3. Buchten	354	3. Brezwil	787
4. Buus	585	4. Diegten	789
5. Diepfelingen	240	5. Eptingen	720
6. Gelterkinden	1,803	6. Hölstein	558
7. Häselkingen	324	7. Lampenberg	338
8. Hemmiken	341	8. Langenbruck	826
9. Itingen	547	9. Lauwil	467
10. Känerkinden	196	10. Liedertswil	137
11. Kilchberg	124	11. Niederdorf	419
12. Läuelfingen	758	12. Oberdorf	802
13. Maisprach	546	13. Reigoldswil	1,343
14. Ruspshof	147	14. Titterten	410
15. Oltingen	522	15. Waldenburg	981
16. Drmalingen	871		9,584
17. Rickenbach	299		
18. Rothenfluh	698		
19. Rümlingen	219	Bezirk Arlesheim	21,903
20. Rünenberg	610	Bezirk Liestal	14,753
21. Sissach	2,237	Bezirk Sissach	15,701
22. Tecknau	151	Bezirk Waldenburg	9,584
23. Tenniken	414		61,941
24. Thürnen	318		
25. Wenzlingen	625		
26. Winterfingen	535		
27. Wittinsburg	271		
28. Zeglingen	555		
29. Zunzgen	662		
	15,701		

3. Die Schweiz.

Das schöne Land, zu welchem der Kanton Baselland gehört, heisst die *Schweiz* oder das *Schweizerland*. Hier wohnten seit mehr als 1000 Jahren unsere Väter und Vorväter; darum nennen wir die Schweiz unser *Vaterland*.

Sie ist kein grosses, aber ein herrliches Land, welches von Gott mit Naturschönheiten gar reich geschmückt wurde. Ihre Hauptausdehnung erstreckt sich von Osten nach Westen. In dieser Richtung misst die Schweiz 360, in der Breite von Süden nach Norden nur 220 km. Sie ist ungefähr 20 mal grösser, als der Kanton St. Gallen und hat einen Flächeninhalt von 41,346 km².

Die Schweiz ist ein *Bundesstaat* von 22 Kantonen. Anfangs waren deren nur drei: *Uri*, *Schwyz* und *Unterwalden*. Das sind die drei *Urkantone*. Schon im 14. Jahrhundert verbündeten sich mit ihnen *Luzern*, *Zürich*, *Glarus*, *Zug* und *Bern*. Im folgenden Jahrhundert kamen *Freiburg* und *Solothurn* hinzu, dann *Basel*, *Schaffhausen* und *Appenzell*. Den Schluss bildeten *St. Gallen*, *Graubünden*, *Aargau*, *Thurgau*, *Tessin*, *Waadt*, *Wallis*, *Neuenburg* und *Genf*.

Auf allen vier Seiten ist die Schweiz von ihren Nachbarländern grösstenteils durch *natürliche* Grenzen, teils durch *Gewässer*, teils durch *Gebirge* geschieden. Im Norden, wo Bodensee und Rhein fast durchhin die Grenze bilden, stösst sie an *Elsass*, an *Baden*, *Württemberg* und *Bayern*. Das sind Staaten, die sämtlich zum *deutschen Reiche* gehören. Der Kanton Schaffhausen und kleine Teile von Zürich und Basel liegen am rechten Ufer des Rheines, die badische Stadt Konstanz dagegen am linken. Im Osten grenzt die Schweiz an das Kaisertum *Österreich* und das Fürstentum *Lirchtenstein*. Das schöne Nachbarland im Süden wird *Italien* genannt; im Westen breitet sich *Frankreich* aus.

4. Das Juragebirge.

Unser Vaterland wird von zwei bedeutenden Gebirgen durchzogen; das eine heisst der *Jura*, das andere die *Alpen*. Zwischen ihnen liegt ein ausgedehnter, theils flacher, theils hügeliger Landstrich, den man das schweizerische *Mittelland* nennt.

Das Juragebirge erhebt sich auf der westlichen und nördlichen Seite der Schweiz und beginnt schon in Frankreich. Mehrere Bergzüge laufen fast in gleicher Richtung neben einander fort; nur gegen Norden hin gehen sie mehr auseinander. Die Juraberge haben keine hochaufragenden Gipfel, wie die Alpen. Sie sind meist langgestreckt und enden in breiten Rücken und sanftgewölbten Kuppen. Gewaltige Querspalten, die vom Gipfel bis zum Fusse reichen und *Klusen* genannt werden, durchbrechen da und dort die Ketten. Mächtige Felsen streben beiderseits in diesen Klusen empor, und dazwischen fliessen rauschende Bäche dem flachen Lande entgegen.

Das Juragebirge besteht aus Kalk. Innen ist der Fels vielfach zerrissen und zerklüftet. Regen- und Schneewasser sickern daher schnell in die Tiefe und brechen am Fusse der Berge in Quellen wieder hervor. Nicht selten trifft man Riesenquellen, von denen sofort starke Bäche zum Thale fliessen. Manche Quellen enthalten Heilkräfte und gaben so Anlass zur Entstehung von bedeutenden Kurorten. *Baden* und *Schinznach* haben einen weltbekannten Ruf. — Zwischen den Kalkschichten findet man hie und da ergiebige Minen von Bohnerz, namentlich in den Kantonen Bern und Solothurn, und am nördlichen Fusse des Jura, bei Basel-Augst und Rheinfelden gewinnt man viel Salz.

Die Oberfläche des Bodens ist da und dort trocken, die Luft rauh und der Pflanzenwuchs daher ärmlich; anderwärts ist's wieder besser. Herrlich grüne Weiden bedecken die Gründe, und dunkle Wälder von Rot- und Weiss-

tannen beschatten die Abhänge. Im Grunde der Thäler besonders ist's vielorts prächtig. Trefflicher Wein und Obst gedeihen in Fülle. Längs schöner Strassen dehnen wohlgebaute Ortschaften sich aus, und Eisenbahnen ziehen sich von Thal zu Thal. — Früher war der Jura reich an gefährlichem Wild. Jetzt sind die Wölfe fast gänzlich ausgerottet; dagegen giebt es noch zahlreiche Wildschweine, die in den Feldern oft erheblichen Schaden anrichten.

Der Jura hat nur eine mittlere Höhe. Nirgends bleibt darauf der Schnee das ganze Jahr liegen. Die höchsten Stellen sind in der Nähe des Genfersees und liegen cirka 1600 *m* über Meer. Der Randen, der letzte schweizerische Juraberg, ist nur noch 914 *m* hoch. Die bedeutendsten Höhenpunkte sind: *Dôle*, *Chasseral*, *Weissenstein*, *Wasserfluh*, *Gisfluh* und *Lägern*.

5. Das Mittelland.

Das schweizerische Mittelland zieht sich quer durch die Schweiz von Südwesten nach Nordosten, vom Genfersee bis zum Bodensee. Gleich mächtigen Rahmen fassen der Jura und die Alpen auf zwei Seiten es ein. Fast überall ist dasselbe von Hügelzügen und vereinzelt niedern Bergen erfüllt, und nur dem Jura entlang dehnen da und dort sich grössere ebene Flächen aus. Nagelfluh und Sandstein bilden durchweg die herrschende Felsart. — Das Mittelland umfasst die schönsten und fruchtbarsten Gebiete der Schweiz. Zahllose Bäche und Flüsse eilen durch die Thäler und bewässern das Land. Sie fliessen nicht mehr so schnell, wie in den Gebirgen, sondern ziehen ruhig und gemächlich dahin. Manche derselben bilden kleinere oder grössere Seen. In ihrer klaren Flut spiegelt sich der blaue Himmel, und wie Silber glänzen die Wellen im Lichte der Sonne. Ein grosser Fluss, die Aare, sammelt in weitem Bogen alle diese Gewässer und führt sie in langem Laufe dem Rheine zu.

Im Mittelland tritt der Wald vor dem Kulturlande zurück und bekleidet meist nur die Höhenrücken der Hügel. Laub- und Nadelhölzer wechseln in lieblicher Weise. An sonnigen Abhängen reift die köstliche Traube, und auf weiten Feldern wogt die goldene Saat. Kartoffeln und Mais, Tabak und Futterkräuter wachsen und gedeihen in Fülle. Aus grünen Matten und Feldern erheben sich stämmige Obstbäume und geben in guten Jahren einen reichen Ertrag.

Das Mittelland ist am dichtesten bewohnt. Höfe und Weiler, Dörfer und Städte liegen wie hingesät in den Thälern und auf den Höhen. Überall herrscht ein rühriges, emsiges Leben und Treiben. Auf breiten Strassen fahren die Lastwagen dahin. Kutschen und Karren, Fussgänger und Reiter kommen und gehen. Rauchende Lokomotiven ziehen mit langen Wagenreihen auf Schienenwegen daher, und auf dem blauen Spiegel der Seen kreuzen sich Dampfboote und Nachen. Manch schönes Schloss, manche malerische Ruine blickt von freundlicher Höhe ins schöne Land hinaus.

6. Die Voralpen.

Den Übergang vom Mittelland zum eigentlichen Alpengebirge bildet eine vielgliedrige Gebirgswelt, die man die *Voralpen* nennt. Aus tiefen Thälern erheben sich grüne Berge zu Höhen von 1000—2000 *m* und darüber. Meist stehen sie in längeren oder kürzeren Ketten, die sich vielfach verästeln. Bald gipfeln sie in langgezogenen Kämmen und Gräten, bald in zugerundeten Kuppen oder steilen Pyramiden. Wie der Jura, so sind auch die Voralpen vorzugsweise aus Kalkstein aufgebaut; nur die letzten Ausläufer gegen das Mittelland bestehen aus Nagelfluh.

Matten nebst einzelnen zerstreuten Feldern bekleiden die untern Teile der Abhänge; da und dort sind auch Nadelwaldungen oder freundliche Laubbestände. Weiter

oben herrscht der Tannenwald vor. Bei 1500 *m* Höhe verschwindet auch dieser allmählich, und an seine Stelle tritt Viehweide. — Aus dem dunkeln Grün der Wälder und Matten blicken rauhe Felsen hervor. Herabgefallenes Gestein bedeckt weithin die Halden; aber zwischen den Steintrümmern blühen die herrlichen Alpenrosen, und am Rande der Abgründe winkt das liebliche Edelweiss. Rauschende Wasserfälle stürzen über die Felsen hinunter, und in stillen Hochthälern glänzen klare Alpenseen. Tosend fallen im Frühling von den Höhen die Lawinen hernieder und sammeln sich in tiefgelegenen Schluchten und Mulden.

Eine reiche Tierwelt hat in den Voralpen die Heimat. An unzugänglichen Grasplätzen weidet die vorsichtige Gemse. Das scheue Murmeltier spielt im Sonnenschein vor seiner Höhle. Der räuberische Luchs wird immer seltener, und auch der Bär ist im Aussterben begriffen. In den Lüften kreist der König der Vögel, der Adler. Aus den tiefen Waldungen tönt der Ruf des Uhus. Schnee- und Steinhühner suchen in Schutthalden ihre Nahrung, und zahlloses kleineres Getier freut sich auf diesen Höhen des Lebens.

Auf den grasreichen Alpen weidet das Vieh. Tausende von Rindern verbringen da die schönen Sommermonate. Freundlich ertönen die Glocken der Herden, und aus den braunen Sennhütten dringt das Jodeln der Hirten. Sonst ist es stille auf diesen Höhen; nicht einmal der Ton der Kirchenglocken dringt aus der Tiefe der Thäler hinauf. Die Sennen führen ein gar einsames Leben. Dann und wann kommt ein Jäger hinauf, um sich eine Beute zu holen, oder auch eine Gesellschaft von Bergwanderern, die sich an der herrlichen Aussicht erfreuen möchten. Wildheuer ernten an gefährlichen Stellen das Heu, und arme Kräutersammler suchen heilsame Arzneipflanzen.

Nach den Kantonen, denen die Voralpen angehören, unterscheidet man die *Freiburger*, *Berner*, *Luzerner*,

Schwyzer und Appenzeller Voralpen. Zu den bedeutendsten Bergen gehören die *Berra*, das *Stockhorn*, der *Niesen*, der *Napf*, *Pilatus*, *Rigi*, der *Speer* und der *Sentis*.

7. Die Hochalpen.

Über die grünen Berge der Voralpen ragen hoch und mächtig die Ketten der Hochalpen empor. Von ferne gesehen erscheinen sie dem Auge wie eine endlose vielfach zerrissene Mauer mit Türmen, mit Spitzen und Zacken. 3000—4500 *m* erheben sich die Gipfel über Meer. Oft enden sie in Spitzen, die kaum für 2—3 Personen genügenden Raum bieten. Stundenweite Schneefelder reichen von ihren Zinnen herab, da einen zusammenhängenden Mantel bildend, dort in einzelne Felder sich verteilend, die durch mächtige Felswände von einander getrennt sind. Anderwärts senken sich von den Scheiteln furchtbare Abgründe zur Tiefe; 1000 *m* und noch mehr geht es oft senkrecht hinunter. Die schwarze Wand des Finsteraarhorns hat sogar eine Höhe von 1620 *m*. Zwischen den Gipfeln, den Gräten und Kämmen liegen schaurige Schluchten, gefüllt mit Eis und Schnee und mit Trümmern der Felsen.

Bis zu einer Höhe von 2500 *m* vermögen Sonne und Föhn im Sommer den Schnee noch zu schmelzen. Doch giebt es schon in diesen Gebieten an schattigen, nördlichen Halden einzelne Schneefelder, die nie ganz verschwinden. Weiter hinauf deckt ewiger Schnee die nicht zu steilen Hänge. Selten regnet es in diesen Höhen. Die Wolken senden nur feinen, mehligten Schnee zur Erde.

Ungeheure Massen müssten sich anhäufen, wenn nicht ein Teil davon wieder weichen würde, giebt es doch Stellen, wo die jährlich niederfallende Schneemasse eine Schicht von 5—17 *m* Dicke bilden würde. Aber an steilen Halden rutscht der Schnee langsam in die Tiefe. Von gegenüber liegenden Hängen und ausgedehnten Mulden

kommen die Massen im Alpenthale zusammen und bewegen sich langsam als breite Schneezunge weiter abwärts. In der Tiefe ist die Wirkung der Sonne kräftiger. Die obern Schichten schmelzen, das Wasser dringt in den Schnee hinein und durchtränkt ihn. Dadurch und durch den Druck der aufeinander liegenden Massen verwandelt sich der Schnee in Eis, ähnlich wie Knaben einen ins Wasser gehaltenen Schneeball zu einem Eisklumpen zusammendrücken. So wird die Schneezunge zum Gletscher, der oft weit unter die Schneelinie herab-rückt und dort vorweg abschmilzt.



Rhonegletscher

Manche unserer Gletscher sind 4—5 Stunden lang und eine halbe Stunde breit; die Tiefe der Eismassen beträgt 100—400 *m*. In den Schweizeralpen zählt man ungefähr 500 Gletscher. Sie bedecken ein Gebiet, das nahezu so gross ist, wie der Kanton St. Gallen.

Trotz der Kälte ist auch auf den Hochalpen nicht alles Leben erstorben. An schmalen, der Sonne zugekehrten Felsgesimsen ruft der Sommer noch mancherlei Pflänzchen hervor. Allerlei Moose und Flechten überziehen das Gestein. Steinbrech- und Hahnenfuss-Arten

schmücken den kahlen Fels mit ihren Blüten. Dann und wann flattert ein Schmetterling durch die Luft, dessen Puppe an einer Felswand klebt. Hässliche Spinnen treiben sich umher, und am Wurzelwerk der Pflanzen nagt die kleine Alpenmaus. Steinhühner piepen in Fels-trümmern, und aus der Luft tönt das „Pfi“ des Adlers. — Der Mensch ist ein Fremdling in diesen Höhen. Nur wo Pässe hinüberführen, begegnet man mitten in schauerlicher Wildnis noch etwa einer menschlichen Wohnung. Die höchste liegt auf dem St. Theodulpasse, im Wallis, 3000 m über Meer. Gemsjäger klimmen zu den Felsen empor, und Freunde der Alpengatur steigen, oft mit grosser Gefahr für das Leben, zu den Gipfeln hinauf.

Unser Alpengebirge bildet zwei mächtige Ketten. Die nördliche umfasst die *Berner-, Waldstätter- und Glarneralpen*, die südliche schliesst die *Walliser- und Bündneralpen* in sich. Beim *Gotthardgebirge* treten die beiden Ketten einander so nahe, dass ihr Fuss sich berührt.

In der nördlichen Stammkette erheben sich die *Jungfrau*, der *Mönch*, der *Eiger*, das *Finsteraarhorn*, der *Titlis*, der *Tödi*, der *Saurenstock* und der *Ringelspitz*, in der südlichen finden wir das *Matterhorn*, den *Monte Rosa*, das *Rheinwald- und Tambohorn*, sowie die *Bernina*. Die *Albula-* und *Rätikonkette* sind starke, vom Hauptstamm sich abzweigende Nebenäste.

Über die Einsattlungen zwischen den Gipfeln führen da und dort Pässe; die einen sind nur für Fussgänger und Saumpferde gangbar, andere werden mit schweren Wagen befahren. So gehen über die südliche Stammkette der *St. Bernhardspass*, die *Simplon-, Gotthard-, Lukmanier-, Bernhardin-, Splügen-, Julier-, Albula- und Flüelastrasse*. Die Querrücken zwischen beiden Stammketten östlich und westlich des Gotthards werden von der *Oberalp- und Furkastrasse* überschritten. Der nördlichen Stammkette gehören der *Gemmi- und Grimselpass* an, sowie der *Klausen-, Prugel- und Segnespass*.

8. Die Thäler und Gewässer der Schweiz.

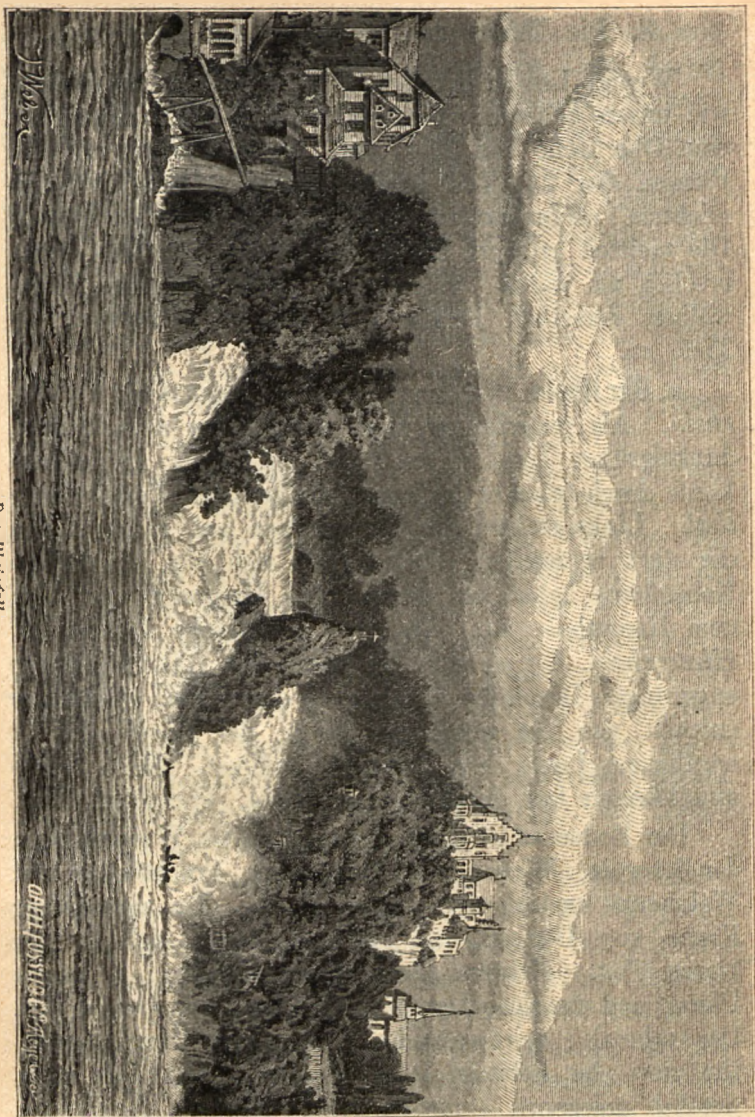
Wenige Länder der Erde sind so reich an Gewässern, wie unsere Schweiz. Die Seen allein besitzen zusammen eine Oberfläche von 1347 km^2 und bedecken mit den Flüssen den 26. Teil unsers Landes. Diesen Wasserreichtum verdanken wir den Schneefeldern der Alpen. Die meisten grössern Flüsse entspringen den Gletschern, brechen als starke, milchweisse Bäche aus den Eisgewölben derselben hervor und strömen rauschend der Tiefe zu.

a. Der Rhein. Östlich vom Gotthard beginnt der *Vorderrhein*. Als meterbreiter Bach entfließt er dem kleinen, dunkelgrünen Tomasee am Fusse des Badus. In raschem Laufe durchströmt er das lange, bündnerische *Vorderrheinthal*. Links steigen die Glarneralpen auf, rechts ziehen die stark verästelten Bündneralpen sich hin. Zahlreiche Nebenflüsse haben an diesen ihren Ursprung und eilen dem Hauptthale zu. Aus dem *Domleschg* kommt der *Hinterrhein*, der an den Eisfeldern des Rheinwaldhorns entspringt. Durch die Vereinigung dieser zwei Quellflüsse entsteht nun ein mächtiger Strom, der *Rhein*, der in nördlichem Laufe dem *Bodensee* zufließt. Hohe Berge umschliessen fast durchweg das breite, fruchtbare Thal.

Der Bodensee ist eines der herrlichsten Wasserbecken der Schweiz. Wiesen mit Obstbäumen, Fruchtfelder und Weinberge umschliessen seinen Rand. Ein eigentlicher Kranz von Dörfern und Städten spiegelt sich in der klaren Flut. Mehrere Eisenbahnen münden an seinen Ufern, und stattliche Dampfschiffe fahren von Ort zu Ort. Der schmale, nordwestliche Arm heisst Überlingersee. Ihn ziert die liebliche Insel *Mainau*. Aus dem mehr westlich gelegenen Untersee erhebt sich die *Reichenau*. Beide Inseln gehören zum Grossherzogtum Baden.

In lieblicher Klarheit, wohl 100 m breit, verlässt der Rhein beim Städtchen Stein den See. Ein niederes,

Der Rheinfall.



anmutiges Hügelgelände umfasst von jetzt an beiderseits den Strom. Der prächtige Rheinfall bei Schaffhausen, wo die grosse Wassermasse über einen 23 m hohen Felsen

wagt, gehört zu den berühmtesten Naturschönheiten unsers Landes. Bei Basel verlässt der Rhein die Schweiz.

Über 400 Gletscher senden ihm ihre Abflüsse zu. Er vereinigt in sich die sämtlichen Gewässer des Mittellandes, der Voralpen und des grössten Teiles vom Jura, sowie eines Teiles der Hochalpen. Cirka $\frac{7}{10}$ des ganzen Schweizerlandes gehören seinem Flussgebiete an. Zu den wichtigsten Nebenflüssen des Rheins zählt man die *Landquart*, die *Thur*, die *Töss* und die *Glatt*, die *Aare* und die *Birs*.

b. Die **Aare** ist der Abfluss des *obern* und *untern Aaregletschers* am Fusse des Finsteraarhorns. Zahlreiche Bergbäche, die von Gletschern und Firnfeldern herabstürzen, schwellen sie rasch zu einem reissenden Flusse. Nachdem sie das liebliche *Haslithal* mit seinen saftigen Matten und glänzenden Wasserfällen durchströmt hat, ergiesst sie sich in den *Brienzer-* und hernach in den *Thunersee*. Das schöne Gelände zwischen diesen Gewässern heisst *Bödeli*. Dort liegt *Interlaken*, der Sammel-punkt der Bergwanderer, welche die Schönheiten des herrlichen *Berner-Oberlandes* betrachten wollen.

Bei Thun betritt die Aare das bernerische *Mittelland*. Die Ufergelände werden flacher; rechts und links dehnen weite Felder sich aus, und stattliche Bauernhöfe wechseln mit Weilern und Dörfern. In einem grossen Bogen umrauscht sie die Stadt *Bern*. Dann wendet sie sich westlich dem *Seelande* zu. Ein grosser Teil ihres Wassers gelangt durch einen Kanal in den *Bielersee*. Von da an folgt die Aare dem östlichen Fusse des Jura. Sie durchfließt die Städte *Solothurn* und *Aarau*, wendet bei der Gislifluh sich nordwärts und ergiesst sich bei *Kolbenz* als mächtiger Strom in den Rhein, den sie an Wasser-reichtum noch übertrifft.

Fast sämtliche Gewässer des Nordabhanges der Alpen sammeln sich vorerst in der Aare und gelangen durch diese in den Rhein. Ihre bedeutendsten Zuflüsse sind: die *Kander* mit der *Simme*, die *Saane*, die *Zihl* (Neuenburger-,

Bieler- und Murtnersee), die *grosse Emme*, die *Reuss* (Vierwaldstätter- und Zugersee) und die *Limmat* mit der *Sihl*, (Wallen- und Zürichsee).

c. Zwischen den Berner- und Walliser Alpen dehnt das lange Thal der **Rhone** sich aus. In östlicher Richtung reicht dasselbe bis zum Galenstock hinauf, wo die *Rhone* als starker Bach aus dem Eisgewölbe des *Rhonegletschers* hervorbricht. Wie im Vorderrheinthale erhebt sich auf der nördlichen Seite des Flusses eine geschlossene Kette hoher Gebirge, während auf der südlichen sich langgestreckte Nebenthäler öffnen, von denen starke Nebenflüsse, wie die *Visp* und die *Dranse*, der *Rhone* zufließen. Die obern Thalstufen sind rau; die mittleren prangen im Schmucke stattlicher Nuss- und Obstbäume. Im untern Wallis reifen Kastanien und köstliche Trauben.

Bei Martinach durchbricht die *Rhone* in mächtiger Klus das Alpengebirge. In nordwestlichem Laufe wendet sie sich dem Genfersee zu, der an Grossartigkeit der Ufer den Bodensee weit übertrifft. In reizender Lage findet man da die Städte *Lausanne* und *Genf*. Hier verlässt die *Rhone* den See und bald auch die Schweiz.

d. Der **Tessin** gehört der südlichen Abdachung des Alpengebietes an. Ein Quellbach beginnt an der *Nufenen*, ein anderer am *Gotthard*. In starkem Falle rauscht das Nufener Wasser durchs waldige Bedrettothal. Bei Airolo verbindet sich mit ihm der Abfluss der Gotthardquelle. Als kräftiger Bergstrom eilt nun der Tessin durch das schmale, wildschöne *Livinenthal*, an welches sich südlich die *Riviera* anschliesst. Sie ist breiter als jenes, aber da und dort sumpfig. Hier liegt in milder und fruchtbarer Gegend *Bellinzona*, die Hauptstadt des Kantons Tessin. Weiter unten mündet der Bergstrom in den herrlichen Langensee. Nur der nördliche Teil gehört zur Schweiz, der südliche mit den borromäischen Inseln zu Italien. Durch die Tresa hängt auch der liebliche *Luganer-* mit dem *Langensee* zusammen.

e. Das 18 Stunden lange Thal zwischen der Albula-kette und der Bernina mit ihren Fortsetzungen heisst das *Engadin* und wird von dem *Inn* durchflossen. Nach einander bildet dieser den *Silser-*, *Silvaplanner-* und *St. Moritzersee*. Herrlich schmücken diese grünen Wasserflächen das schöne Alpenthal, dessen Sohle so hoch liegt, wie die Spitze des Kamors. Im unteren Teile verengert sich das Thal, und brausend wälzt sich der trübe Fluss zwischen Felsen und tannenschwarzen Schluchten hindurch.

9. Von den Dünsten in der Luft.

St. Gallen, den 3. März 1888.

Mein lieber Neffe!

Du hast in der Geographie während dieses Schuljahres gar manches gelernt. Du kennst Deinen Heimatkanton und bist unterrichtet über die Gestaltung unsers Vaterlandes im allgemeinen. Die Namen seiner höchsten Berge und der wichtigsten Thäler mit ihren Gewässern sind Dir bekannt. Unglaubliche Wassermassen werden durch die letztern unserm Lande entführt. Bei Basel allein fliessen im Rheine selbst bei mittlerem Wasserstande in der Sekunde 2 Millionen Liter vorbei. All dieses Wasser schwebte einst in der Luft und fiel dann als Regen oder Schnee zur Erde herab. Kein Tröpflein ist, das nicht vom Himmel gekommen wäre und nicht wieder dorthin zurückkehrt. Nun vernimm aber, wie dies zugeht:

Wenn Du in einem Teller etwas Wasser ins Freie stellst, vermindert sich die Menge desselben von Tag zu Tag, und nach einiger Zeit ist der Teller leer. Durch den Boden des Gefässes dringt das Wasser nicht; es steigt in die Luft. Das geschieht aber in so kleinen Teilchen, dass Du es nicht siehst. Die Luft wirkt also ähnlich, wie ein Stück Löschpapier, das einen Wassertropfen vom Tische aufsaugt. Dieses Verschwinden des Wassers heisst *Verdunstung*. Je wärmer die Luft

ist, desto rascher geht sie vor sich; darum trocknen im Frühling und im Sommer auch die Strassen viel schneller, als im Herbst und im Winter. Aus allen Gewässern, den fliessenden und stehenden, steigen unsichtbare Dünste empor und schweben dann in der Luft. Besonders reich an Dünsten ist die Luft über den Meeren heisser Erdstriche.

Auf ganz leichte Weise kannst Du erfahren, dass selbst in der Luft Deines Zimmers Wasser enthalten ist. Wenn Du ein Glas voll Schnee oder eiskalten Wassers auf den Tisch stellst, so trübt sich das Glas. Es wird von einer grauen Nebelschicht umschlossen, und bald fliessen kleine Tropfen hinab, während die Nebelhülle nach und nach verschwindet. Am kalten Glase kühlt sich nämlich die Luft, welche dasselbe umgiebt, ab. In der kalten Luft aber rücken die Wasserteilchen näher zusammen. Sie werden dadurch sichtbar und bilden die graue Nebelschicht. Bei fortgesetzter Annäherung fliessen sie endlich zusammen und rinnen in Tropfen am Glase hernieder.

Dieser Versuch zeigt Dir nicht allein, dass Wasser in der Luft ist; Du kannst an demselben auch sehen, wie der Regen entsteht. Was an diesem Glase geschieht, wiederholt sich in der Natur sehr oft. Sowie sich die Luft abkühlt, verdichten sich die Dünste zu *Nebel*, der im Herbst und im Winter so häufig über den Thälern sich lagert. Nebelmassen, die hoch in der Luft schweben, heissen *Wolken*. Verdichten sich die Dünste der Wolken noch mehr, so fliessen sie zu Tropfen zusammen, wie zwei einander berührende Seifenblasen. Wegen der Schwere fallen hierauf die Tropfen zur Erde, und wir haben *Regen*. Aus Nebelhäutchen an Gräsern bildet sich der *Tau*. — Wenn die Dünste gefrieren, bevor sie zu Regentropfen verdichtet sind, so giebt es *Schnee*. Im Sommer können die Gewitterwolken so abgekühlt werden, dass sich aus ihren Dünsten *Hagelsteine* bilden. Die *Graupeln*, die im März und April die Frühlingsstürme begleiten, bestehen aus zusammengefrorenen Schneeflocken.

Tau, Regen, Schnee, Hagel und Graupeln werden *Niederschläge* genannt. Die Wassermenge, die wir von ihnen bekommen, ist beträchtlich. Blicke sie da liegen, wo sie hinfällt, so würde sie bei uns während eines Jahres eine Schicht von 120—150 *cm* Dicke bilden. Nicht alle Länder sind so reich an Niederschlägen, wie das unsrige. In der Schweiz selbst giebt es Gegenden, die viel trockener sind, als z. B. die Umgebung der st. gallischen Hauptstadt. In Ägypten sind Gebiete, wo jährlich nicht mehr als 3 *cm* Wasser fallen. Ja, es giebt sogar ausgedehnte Landstriche, in welchen ein ganzes Jahr und noch mehr Zeit verfließen kann, bis es einmal regnet.

Nun zähle einmal während eines Monats die hellen, wolkenlosen Tage. Ebenso merke Dir die Tage, an denen keine Niederschläge fallen und gieb acht auf die Zeit des letzten und ersten Schneefalls. Ich kenne einen Knaben, der täglich in eine Tabelle den Verlauf der Witterung (Winde, Wärme, Bewölkung, Niederschläge) notierte. Wenn Du seinem Beispiele folgst, so freut es

Deinen Dich liebenden Onkel

U. F.

10. Das Schweizervolk.

Bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1888 war die Schweiz von 2,933,612 Menschen bewohnt. Ungefähr der sechzehnte Teil davon sind Ausländer: Deutsche, Franzosen, Italiener; aber mindestens so viele Schweizer leben als Fremde im Auslande.

Die schweizerische Bevölkerung verteilt sich nicht gleichmässig über alle Teile unsers Landes. Schon ein Blick auf die Karte zeigt, dass das fruchtbare Mittelland am dichtesten bewohnt ist. Im Jura und in den Voralpen beschränken sich die Ansiedlungen vorzüglich auf die Täler, während endlich die Hochalpen menschenleer sind.

Auch in der Beschäftigung sind die Bewohner von der Natur ihres Landes abhängig. Wo fruchtbarer Boden

und mildes Klima das Gedeihen der Kulturpflanzen befördern, wie im Mittellande, herrschen *Ackerbau*, *Obst- und Weinbau*. In den weidereichen Gebieten der Vor-alpen dagegen treten *Viehzucht* und *Alpenwirtschaft* in den Vordergrund. Der *Bergbau* ist unbedeutend.

So schön unser Land ist, würden seine Erzeugnisse die vielen Bewohner doch nicht ernähren; die Bewirtschaftung des Bodens würde auch nicht allen genügende Arbeit gewähren. Aus diesem Grunde beschäftigten sich schon seit alter Zeit viele mit *Industrie*. Die östliche Schweiz verdankt einen Teil ihres Wohlstandes der *Baumwollenindustrie*, als deren Hauptzweig zur Zeit die Stickerei gilt. Sehr bedeutend ist auch der Maschinenbau. In Zürich und Basel giebt die *Seidenfabrikation* vielen Händen Arbeit und Brot. Die Westschweiz ist durch ihre *Uhrenmacherei* berühmt. Mit dem ausgedehnten Getreidebau im Aargau und im Kanton Luzern steht die *Strohflechterei* in Verbindung.

Der grösste Teil der Schweizer stammt von den *Alemannen*, die zu Beginn des 5. Jahrhunderts in unser Land drangen und die nördlichen, östlichen und mittleren Teile desselben bevölkerten. Durch sie kam die *deutsche* Sprache in unser Land, die von ungefähr $\frac{7}{10}$ der Bewohner gesprochen wird. Die Westschweizer sprechen *französisch*, wie die Bewohner von Frankreich. Die nach Italien abfallenden Thäler der Kantone Tessin und Graubünden dagegen haben eine *italienisch* redende Bevölkerung. Im letztern Kanton wird auch noch die Sprache der alten Rätier, die *romanische*, gesprochen.

In wenig Ländern wird so viel für Volksbildung gethan, wie in der Schweiz. *Primar- und Realschulen* befinden sich in allen Kantonen unsers Landes. Dazu giebt es zahlreiche *Mittel- und einige Hochschulen*, so in Zürich, Bern, Basel und Genf.

Die Mehrzahl der Schweizer ($\frac{3}{5}$) ist *protestantisch*. $\frac{2}{5}$ bekennen sich zur *katholischen* Kirche. Neben den Christen giebt es einige tausend *Israeliten*.

Das ganze Schweizervolk ist in 22 Staaten, *Kantone*, geteilt, wovon jeder seine eigene Regierung besitzt. Alle zusammen bilden die *schweizerische Eidgenossenschaft*. Die oberste Behörde des ganzen Landes ist die *Bundesversammlung*, die sich in den *National-* und den *Ständerat* teilt. Sie erlässt diejenigen Gesetze, die im ganzen Lande Gültigkeit haben sollen. Der *Bundesrat* sorgt für die Handhabung derselben. Seine Beratungen leitet der *Bundespräsident*. Der Bundesrat und die Bundesversammlung haben ihren Sitz in *Bern*; darum bezeichnen



Bern.

wir diese Stadt als die *Hauptstadt* des Landes. Das oberste schweizerische Gericht, das *Bundesgericht*, hat seinen Sitz in *Lausanne*.

Das Schweizervolk wählt seine Behörden selbst und kann die Gesetze derselben annehmen oder verwerfen. Es ist ein *freies Volk*, und die Schweiz ist ein *Freistaat*, eine *Republik*. Die schweizerische *Armee* hat die Aufgabe, des Landes Freiheit zu schützen und die Ordnung im Innern aufrecht zu erhalten. Gott schütze unser liebes Vaterland!

Zweiter Abschnitt.

Aus der Geschichte.

1. Der erste Schweizerbund, 1291.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts gab es noch keine Eidgenossenschaft. Der größte Teil der heutigen Schweiz gehörte damals zum deutschen Reich. Der König oder Kaiser galt als der oberste Regent. In seinem Namen walteten Reichsvögte und Grafen in dem Lande. Sie leiteten das Gerichtswesen, zogen die Steuern ein und führten die kriegsfähige Mannschaft in den Krieg.

Die mächtigsten Grafen waren die von Habsburg. Sie hatten ihre feste Stammburg im Aargau, unweit Brugg. Von dort aus beherrschten sie ein weites Gebiet bis in die Waldstätte hinein. Doch begnügten sie sich mit ihrem reichen Besitze nicht. Immer mehr Güter und Rechte wollten sie erwerben und das Volk ohne Rücksicht auf den König ganz unter ihre eigene harte Herrschaft beugen.

In den Waldstätten aber lebten Männer, welche die Freiheit über alles liebten. Sie wollten nicht habsburgisch werden, sondern reichsfrei sein, d. h. unmittelbar beim deutschen Reiche bleiben. Die Urner und die Schwyzer wandten sich deshalb an den König, und dieser entsprach ihren Wünschen gern. Er gab ihnen (in den Jahren 1231 und 1240) Freibriefe, durch die sie der Gewalt der Grafen entzogen wurden und die Reichsfreiheit erhielten.

Allein im Jahre 1273 gelangte ein Graf von Habsburg, Rudolf, auf den deutschen Königsthron. Nun kamen die Waldstätte in eine schlimme Lage. Der neue König war ein strenger Mann und vereinigte eine gewaltige Macht in seiner Hand. Er eroberte Oesterreich und erhob seinen Sohn Albrecht zum Herzog dieses Landes. Dann erwarb er Rechte in Glarus und brachte sogar die Stadt Luzern an sich. Die kleinen Ländchen im Gebirge mußten fürchten, nach und nach von den Habsburgern oder Oesterreichern, wie man sie jetzt nannte, völlig eingeschlossen und unterdrückt zu werden. Aber mit kluger Umsicht beegneten sie der Gefahr.

Raum war König Rudolf gestorben, so verabredeten die Urner und Schwyzer eine Zusammenkunft; ihnen schlossen sich auch die Unterwaldner an, die noch keinen Freibrief hatten. Dann, am 1. August 1291, beschworen die drei Länder einen ewigen Bund. Sie gelobten, einander gegen alle Angriffe fremder Herren beizustehen und ihre Freiheiten gegen jedermann mit Gut und Blut zu verteidigen. Sie bekräftigten diesen Eid mit Brief und Siegel. Das war der Anfang der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Zum Glück für die drei Länder blieb der deutsche Thron fast ein Jahr lang unbesetzt. Dann wurde nicht Albrecht von Oesterreich, sondern Adolf von Nassau zum König gewählt, der den Urnern und Schwyzern die Reichsfreiheit bestätigte.

Aber schon nach sechs Jahren fiel Adolf im Kriege gegen Albrecht, und dieser bekam nun die Krone. Er bestätigte den Eidgenossen die verbrieften Freiheiten nicht, sondern war vielmehr bestrebt, die Pläne seines Vaters mit aller Strenge zu verfolgen. Es läßt sich wohl annehmen, daß er dabei auf Widerstand gestoßen ist. Die Geschichtsbücher sagen darüber wenig; der Volksmund aber weiß manches, und was er erzählt, daß erfüllt jede Schweizerbrust mit Freude.

2. Die Vögte.

Statt des bisherigen Reichsvogtes, der nur zu den Gerichtstagen ins Land kam, schickte König Albrecht österreichische Landvögte in die drei Waldstätte, harte Leute, die in festen Burgen wohnten und das Volk mit unerhörter Strenge bedrückten. Auf dem Schlosse zu Sarnen saß Beringer von Landenberg, in Schwyz und Uri hauste der grausame Gefler.

In Obwalden lebte zu dieser Zeit ein angesehenener Mann, Heinrich an der Halde. Der hatte einen Sohn, Namens Arnold. Vater und Sohn waren dem Vogte verhaßt, weil sie freiheitsliebende Männer waren. Um eines kleinen Vergehens willen wurde Arnold angeklagt; die gesetzliche Strafe betrug fünf Schilling. Aber der Vogt schickte gleich seine Knechte hin und ließ dem Vater das schönste Paar Ochsen vom Pfluge wegnehmen mit den höhnischen Worten: „Wenn die Bauern Brot essen wollen, sollen sie den Pflug selber ziehen!“ — Im gerechten Zorn schlug Arnold dem Knecht des Vogtes einen Finger entzwei und floh dann außer Landes. Der Landenberger aber ließ den Vater gefangen nehmen, übergab ihn den Folterknechten, ließ ihm die Augen ausstechen und beraubte ihn seines ganzen Vermögens.

Zu Steinen, im Lande Schwyz, hatte Werner Stauffacher ein schönes Haus gebaut. Gefler ritt vorüber und fragte, wem dieses Haus gehöre. Bescheiden antwortete Stauffacher: „Herr, dieses Haus ist meines Herrn, des Kaisers, und euer und mein Lehen.“ Und Gefler antwortete: „Ich bin an des Königs Statt Regent im Lande und will nicht, daß die Bauern Häuser bauen ohne meine Bewilligung, und daß sie frei leben, als ob sie Herren wären. Ich werde mich unterstehen, euch das zu wehren.“

Zu Altdorf ließ Gefler auf dem Marktplatze unter einer Linde eine Stange aufstellen und einen Hut darauf setzen; vor diesem sollte sich jeder neigen, der vorüberging, als ob der

Landvogt selber da stünde. Tell ging mit seinem Knaben vorüber und verneigte sich nicht. Die Wächter nahmen ihn gefangen und führten ihn vor den Landvogt. Dieser fährt ihn hart an und verlangt von ihm, daß er dem eigenen Kinde mit der Armbrust einen Apfel vom Kopfe herunterschieße. Tell thut einen Meisterschuß. Nun fragt ihn Gessler, warum er einen zweiten Pfeil bereit gemacht habe. Der unerschrockene Schütze antwortet: „Wenn ich mit dem einen Pfeil meinen Knaben getroffen hätte, so hätte ich mit dem zweiten dich sicher nicht gefehlt!“ Drauf wird Tell als ein Verbrecher gebunden und auf ein Schiff geschleppt, das ihn nach der Burg Rütznacht bringen soll, wo er fürderhin weder Sonne noch Mond sehen sollte. — Aber der See bäumt seine Wellen hoch auf und will das Schiff verschlingen.



Tellsplatte.

Tell, der auch ein guter Steuermann ist, wird losgebunden; er rudert das Schiff zu einer vorspringenden Felsplatte hin, ergreift dort die Armbrust, springt ans Land und eilt nach der hohlen Gasse, wo er auf den Vogt wartet. Da sendet er ihm einen sicheren Pfeil in die Brust. Sterbend fällt Gessler vom Pferde mit dem Ausruf: „Das ist Tells Geschöß!“

3. Der Rütliwur. Vertreibung der Bögte, 1308.

Walter Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold an der Halde aus Unterwalden hatten unterdessen ernstlich beraten, wie sie das Land von dem unerhörten Drucke befreien könnten. Jeder wählte zehn vertraute Männer aus; dann hielten sie auf dem Rütli zur

Nachtzeit ihre Zusammenkünfte. Da gelobten sie, einander treu beizustehen bis in den Tod und die Vögte zu vertreiben, jedoch ohne Blutvergießen. Die Rechte, die Österreich in den Waldstätten besitze, sollten ihm ungeschmälert bleiben. Nach reiflicher Beratung beschloßen sie, die Burgen sollten am kommenden Neujahrsmorgen (1308) gebrochen werden. — Die bestimmte Zeit kam; alles war geheim geblieben.



Roth.

Die Burg Rothberg in Unterwalden wurde mit Hilfe einer Magd genommen. Diese zog in der Nacht einen Jüngling am Seil ins Schloß hinauf; er zog zwanzig andere nach. Der Vogt und seine Knechte wurden nun in den Betten

überfallen und leicht überwältigt.

Vor der Burg zu Sarnen hielten sich dreißig bewaffnete Männer im Erlengebüsch verborgen. Als der Tag anbrach, trat Vandenberg aus dem Thor; denn er wollte zur Kirche gehen. Zwanzig Landleute gingen ihm mit den üblichen Neujahrsgeschenken an Käse, Butter, Eiern, Hühnern und Kälbern entgegen. Freundlich wurden sie empfangen und eingelassen. Als sie aber das Thor hinter sich hatten, langten sie spitze Eisen hervor und steckten diese auf die Stöcke. Einer blies mächtig ins Horn. Das war das Zeichen für die dreißig, die im Hinterhalte lagen. Auch sie stürmten nun herbei, und in kurzer Zeit war die Burg genommen. Als der Vogt hinter sich sah, schlugen schon die Flammen hoch gen Himmel. Erschrocken floh Vandenberg gegen Alpnach hin, wurde aber eingeholt und mußte schwören, die Waldstätte nie mehr zu betreten.

Auch die Burgen Zwing=Uri, Schwana u und Rüßnacht fielen in Trümmer. So war in einer Stunde das Land befreit, und überall verkündeten Freudenfeuer den Anbruch des Freiheitsmorgens.

4. Albrechts Tod, 1308.

Im Frühling des gleichen Jahres kam König Albrecht nach Baden im Margau. Da rüstete er eifrig zum Kriege.

Im Gefolge befand sich auch Herzog Johann von Oesterreich, der über den König — seinen Oheim — erzürnt war, weil dieser ihm sein Erbe vorenthielt. In seinem Unmut verschwor er sich mit einigen unbedachten Freunden, denselben zu ermorden.

Am 1. Mai wollte Albrecht von Baden nach Brugg reiten, um dort seine Gemahlin Elisabeth abzuholen. An der Reußfähre bei Windisch stiegen die Verschwornen zum König in das kleine Schiff; so wurde dieser von seinen Getreuen getrennt. Arglos ritt er weiter. Wie sie aber ins nahe Gebüsch kamen, fielen plötzlich alle über ihr Opfer her. In den Händen einer armen Frau, die zufällig des Weges kam, hauchte Albrecht sein Leben aus. Die Mörder ergriffen die Flucht.

Einzig Rudolf von der Wart konnte eingefangen werden. Er hatte zwar bei dem Morde nicht mitgeholfen; doch wurde er an einen Pferdeschweif gebunden und auf die Richtstätte geschleppt. Dort zerschlug man ihm alle Glieder und flocht ihn so aufs Rad. Drei Tage lebte er auf demselben mit unsäglichem Schmerzen. Seine treue Gattin Gertrud hatte vergeblich um sein Leben gefleht: nun harrete sie bei ihm aus, bis er verschieden war.

Die Königin Elisabeth übte weiter schreckliche Rache. Waren die Mörder entflohen, so wurden ihre Verwandten und Diener hingerichtet und all ihre Güter eingezogen. Auf der Stelle, wo der Mord geschah, ließ die Königin das Kloster Königsfelden erbauen, das namentlich Agnes, die Tochter des Gemordeten, reich beschenkte.

Nach Albrechts Tod wurde auch Unterwalden reichsfrei, und die drei Ländchen erhielten von König Heinrich das wichtige Recht, daß sie vor kein fremdes Gericht mehr gezogen werden durften, das königliche Hofgericht ausgenommen. Das vermehrte den Rachedurst der Habsburger.

5. Die Schlacht am Morgarten, 1315.

Nun kam es zum Krieg. Herzog Leopold führte ein wohlgerüstetes Reiterheer von Zug her der Schwyzergrenze zu, während Graf Otto von Strazberg über den Brünig das Land Unterwalden angreifen sollte. Die Eidgenossen aber hatten ringsum ihre Grenzen befestigt; auch war es ihnen nicht unbekannt geblieben, daß der Hauptangriff am Morgarten geschehen sollte. Dahin verlegten sie ihre Macht.

Der Feind rückte sorglos und voll Siegeszuversicht heran. Eine Abtheilung der Schwyzer hatte auf der Höhe Baumstämme und Steine gesammelt und ließ diese zur rechten Zeit auf den Feind hinunterkollern. Die Pferde bäumten sich und schlugen aus. In diesem Augenblick kam auch die ganze Streitmacht der Schwyzer; wie ein reizender Waldstrom brach sie hervor und richtete mit den Hellebarden ein grausiges Blutbad an. Wer noch fliehen konnte, der floh; die andern wurden erschlagen oder in den See gesprengt; 1500 stolze Ritter sollen das Leben verloren haben, darunter viele aus den umliegenden Gegenden, so von Luzern, Zürich, Winterthur, auch der Graf von Toggenburg. Herzog Leopold selbst entrannte nur mit knapper Not dem gleichen Schicksal. Er mußte mit den Eidgenossen einen Waffenstillstand schließen, in welchem er ausdrücklich auf die landgräflichen Rechte in den Waldstätten verzichtete.

Am Morgarten hat der junge Schweizerbund seine Bluttaufe erhalten; es war die erste glänzende Waffenthat eines entschlossenen Fußvolkes gegen ein stolzes Reiterheer.

6. Luzern tritt in den Bund, 1332.

Österreich war unablässig bemüht, wieder zu erlangen, was es verloren hatte. Aber die Eidgenossen waren auf ihrer Hut und warben eifrig Freunde. Zunächst mußte ihnen daran gelegen sein, Luzern für sich zu gewinnen.

Diese Stadt gehörte ursprünglich dem Kloster Murbach im Eljaß an und war nun auf dem besten Wege, eine freie Reichsstadt zu werden. Im Jahre 1291 verkaufte das Stift alles, was es diesseits des Rheines besaß, an das Haus Habsburg. So wurde Luzern eine österreichische Stadt. Seine Bürger mußten im Morgartenkriege gegen die Eidgenossen ausziehen.

Dieses Verhältniß mochte beiden Theilen schwer gefallen sein, da sie mußten, daß die Natur sie zu Freunden bestimmt hatte. Wollten die Eidgenossen den Ein- und Ausgang ihrer Thalschaften frei haben, so mußten sie Luzern besitzen; wollten die Luzerner den Handel mit den welschen Ländern nicht aufgeben, so mußten sie durch Uri ziehen. So wagten sie es mutvoll und schlossen im November 1333 einen Bund. Luzern behielt sich zwar vor, seinen Verpflichtungen gegen die Herzoge auch weiterhin nachzukommen.*

Österreich war damit nicht zufrieden; es rüstete eifrig; aber es war allzusehr in andere Kriege im deutschen Reich verwickelt. So kam es im September 1334 zu einem friedlichen Vergleich. Das Bündnis zwischen den drei Ländern und der Stadt Luzern blieb bestehen, und die Luzerner erhielten nun das wichtige Recht, ihre Schultheißen selber zu wählen.

7. Die Schlacht bei Laupen, 21. Juni 1339.

Im westlichen Theil der jetzigen Schweiz war namentlich die Stadt Bern zu Macht und Ansehen gelangt. Da beschloß der umliegende Adel, sie zu brechen.

Ein stolzes Heer von 17,000 Mann, darunter 1000 Ritter, setzte sich gegen Laupen in Bewegung. Dieses Städtchen sollte zuerst fallen, dann war der Weg nach Bern offen. Aber der umsichtige Schultheiß Johann von Bubenbergh schickte seinen Sohn mit 600 tapferen Kriegeren dorthin. Diese schlugen 12 Tage lang alle Angriffe der Feinde ab und machten mehrere kühne Ausfälle.

Unterdessen rückte die Hauptmacht der Berner heran. Es waren 6000 Mann; dabei befanden sich 18 behelmte Krieger

* Siehe Nr. 23 im Abschnitt „Festfälle“.

aus Solothurn und etliche hundert Eidgenossen. Der Berner Hauptmann Rudolf von Erlach rief: „Wo sind die Jünglinge, die sich so gerne schmücken mit Blumen und Federbüschen und die die ersten sind bei jedem Tanz? Kommet her und bewahret die Ehre unserer Stadt!“ Nun traten die Metzger und Gerber vor und sprachen: „Herr, wir sind hier und wollen tapfer bei euch stehen als biedere Leute!“ Die Schleuderer eröffneten den Kampf mit sicheren Steinwürfen, und dann drangen alle andern vor, Mann gegen Mann. Zur Vesperzeit hatte der Angriff begonnen, und bevor die Sonne unterging, waren die Feinde theils niedergemacht, theils in die Flucht gejagt.

Die Eidgenossen hatten den schweren Kampf mit der Reiterei übernommen. Diese hielt am längsten stand; das kleine Häuflein konnte sie nicht allein bezwingen. Da kamen die siegreichen Berner und verbreitete: auch hier Tod und Schrecken. Der Sieg war ein vollständiger. Auf dem Schlachtfelde zu Laupen wurde die Macht des westschweizerischen Adels gebrochen und die Freundschaft zwischen Bern und den Eidgenossen für alle Zeiten besiegelt.

8. Die Züricher Mordnacht, 1350.

Zürich tritt in den Bund, 1351.

Zürich war eine freie Reichsstadt. Im Jahre 1336 gab der Ritter Rudolf Brun der Stadt eine neue Verfassung. Die Bürger thaten sich in Zünften zusammen, und die Zunftmeister wurden Mitglieder der Regierung. Brun selbst wurde zum Bürgermeister gewählt. Die alten Räte verließen die Stadt und fanden Schutz beim Grafen Johann von Rapperswil. Von da aus suchten sie Brun zu stürzen.

Dem wachsamem Bürgermeister entgingen die Anschläge seiner Gegner nicht; sie weiheten nämlich einen seiner Anhänger, Namens Heinrich Graf, in alle ihre Pläne ein. Schlau ließ Brun die Feinde gewähren; im stillen aber traf er seine Vorbereitungen.

In der Nacht vom 23. Februar 1350 sollten die Unzufriedenen in Zürich die wichtigsten Plätze und Zugänge besetzen;

dann wollten die Rapperswiler mit Zuzug aus der March von ihren Schiffen in die Stadt einbringen und den alten Rat wieder einsetzen. Ein gedungener Wächter öffnete den Häuptern der Verschwörung das Thor. Aber als eben die letzte Verabredung stattfinden sollte, riefen die Glocken auf dem Grossmünster alle Bürger zu den Waffen. In einem heftigen Straßenkampf wurden die Empörer überwunden, hernach die Führer eingekerkert, enthauptet oder gerädert.

Nun zog Brun mit Heeresmacht vor Rapperswil und nötigte die Stadt nach dreitägiger Belagerung zur Übergabe. Rapperswil war damals eine österreichische Stadt. Im Herbst desselben Jahres fielen die Züricher wieder in österreichisches Gebiet ein, verwüsteten die March und schleiften die Burg Alt-Rapperswil. Gegen Weihnachten lagerten sie sich neuerdings vor Neu-Rapperswil, rissen das Schloß und einen Teil der Ringmauer nieder und verbrannten einige Häuser. Österreich drohte mit den Waffen; darum schloß sich nun Zürich enge an die Eidgenossenschaft an und trat am 1. Mai 1351 dem ewigen Bunde bei.

9. Der Bund der acht alten Orte.

Auch die Eidgenossen hatten Österreich neuerdings gereizt; sie hatten ebenfalls verschiedene Einfälle in dessen Gebiet gemacht und mit österreichischen Eigenleuten und Rittern Freundschaft geschlossen.

Im Herbst des Jahres 1351 erschien nun Herzog Albrecht mit 16,000 Mann vor Zürich. Kaum aber war die Belagerung ernstlich eingeleitet, so wurde Albrecht durch den Tod seiner Gemahlin vom Kampfplatz abgerufen. Nun löste sich sein Heer auf.

Die Eidgenossen aber wollten ihre Waffen nicht umsonst ergriffen haben; sie fielen ins Land Glarus ein, das seit König Rudolfs Zeiten ebenfalls österreichisch war. Die Glarner setzten ihnen keinen Widerstand entgegen und waren froh, im Juni 1352 von Zürich und den drei Waldstätten in den

ewigen Bund aufgenommen zu werden. Luzern hielt sich ferne, da es immer noch Österreich verpflichtet war.

Die Blicke der Eidgenossen waren ferner auf Zug gerichtet. Dieses war treu österreichisch gesinnt, klein, aber fest, ein wichtiger Waffenplatz für die kommenden Kriegseignisse. Schon vier Tage nach dem Bunde mit Glarus fielen die Eidgenossen in das Zugergebiet ein. Das Ländchen widerstand nicht, aber die Stadt setzte sich zur Wehre. Vergeblich hatte sie auf Entsatz gehofft und ergab sich nun nach fünfzehntägiger Belagerung. Im Juni 1352 trat sie in den ewigen Bund ein.

Auch Bern sah immer deutlicher, daß es nicht nach beiden Seiten Freundschaft halten könne. Es entschied sich für die Eidgenossen und schloß im März 1353 mit Uri, Schwyz und Unterwalden den ewigen Bund. So waren die acht Brüder beisammen, der „Bund der acht alten Orte“.

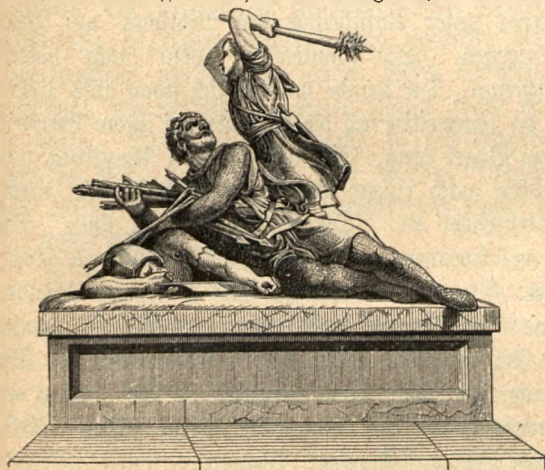
10. Der Sempacherkrieg, 1386.

Luzern strebte darnach, endlich von Österreich völlig frei zu werden und sein Gebiet möglichst zu vergrößern. Seine Bürger gingen daher neuerdings auf Eroberungen aus und nahmen viele österreichische Landsassen ins Bürgerrecht auf; ferner schlossen sie mit der Landschaft Entlebuch und dem Städtchen Sempach ein Freundschaftsbiindnis. Das waren handgreifliche Herausforderungen zum Krieg.

Auch die übrigen Eidgenossen blieben nicht unthätig. Österreich rüstete. Die Züricher meinten, der erste Stoß werde wieder ihrer Stadt gelten und baten um eidgenössischen Zuzug. Mit diesem unternahmen sie vorerst einige Streifzüge in die Grafschaft Niburg und in den benachbarten Thurgau. Die Schwyzer besetzten Einsiedeln und die untere March.

Über 150 Fehdebrieße gingen nun an die Eidgenossen ab. Mit einem stolzen Reiterheer drang der Herzog gegen Luzern vor. Willisau wurde verbrannt. Die Eidgenossen, die in

Zürich lagen, vernahmen durch Eilboten, daß Luzern in größter Gefahr sei; sie eilten dorthin und rückten, etwa 1500 Mann stark, dem Feinde entgegen. Nahe bei Sempach trafen sie mit demselben zusammen. Beiderseits war man überrascht; doch wollte kein Theil ausweichen. Der Ort war namentlich für ein Reiterheer zum Schlagen nicht günstig. Herzog Leopold befahl darum, daß seine Reiter absitzen und zu Fuß kämpfen sollen. Er ordnete seine Scharen in eine dichte eiserne Mauer. Die Eidgenossen stellten sich in Keilform auf und unternahmen einen wütenden Vorstoß. Mit ihren kurzen Schlagwaffen konnten sie nicht in den Speerwald eindringen. Schon viele der ihrigen waren gefallen, aber noch kein Feind. Da trat — so erzählen ältere Geschichtsschreiber — Arnold Winkelried von Unterwalden vor und rief: „Eidgenossen! Ich will euch eine Gasse machen! Sorget für mein Weib und meine



Winkelrieddenkmal in Stans.

Kinder!" Dann umfaßte er einen Arm voll Speere und drückte sie mit seinem Körpergewicht zu Boden. Es entstand eine Lücke. Wie der Blitz sprangen seine Gefährten in dieselbe hinein, und nun begann ein Ringen, das für

den Herzog sehr verhängnisvoll wurde. Er selbst sank tödtlich getroffen nieder. Mit ihm deckten 2000 Ritter das Schlachtfeld. Der österreichische Ritterstand war fast völlig vernichtet. Auch die Schultheißigen von Zofingen (Niklaus Thut), Aarau, Lenzburg und Rheinfelden lagen unter den Erschlagenen. Die Sieger verloren 120 Mann. Das geschah am 9. Juli 1386.

11. Die Schlacht bei Näfels, 1388.

Wenige Tage nach der Schlacht bei Sempach rief Österreich seine Getreuen neuerdings ins Feld. Die Eidgenossen waren ins Linthgebiet eingefallen. Bei Weesen schlugen sie die Bewohner von Anden, Wallenstadt, Gaster und Sargans. Weesen wurde erobert.

Für einmal konnte ein Waffenstillstand geschlossen werden; aber kaum war dieser abgelaufen, so wurden die Feindseligkeiten wieder eröffnet. Am 23. Februar 1388 wurde zu Weesen die eidgenössische Besatzung überfallen; 29 Glarner und ein Urner kamen ums Leben. Schon rückte Österreich mit 5—6000 Mann heran. Die Glarner mußten fürchten, von den übrigen Eidgenossen abgeschnitten zu werden; denn die Bergpässe lagen voll Schnee. Die gütlichen Verhandlungen scheiterten. Am 9. April fielen die Österreicher unversehens ins Ländchen ein. Nur 600 Glarner unter Anführung des Mathias am Büel standen ihnen entgegen. Sie konnten die „Lezi“ nicht halten und wurden zersprengt. Die Feinde wollten sich schon aufs Plünbern verlegen; da sammelten sich die Glarner bei ihrem Banner, das Landammann Vogel trug. Sie nahmen den Rautiberg zum Rücken und griffen nach einem Gebete wiederholt mit einem fürchterlichen Steinhagel an. Die Pferde wurden scheu. Die Ritter wollten zurückweichen, um dem Fußvolke Raum zu geben. Da machten die Glarner, unterstützt von 30 herbeieilenden Schwyzern, den ersten Angriff auf Leben und Tod; diesmal geschah es mit Erfolg. Der Feind floh gegen Weesen zu. Die Brücke brach unter der Last; viele ertranken im See und in der Mag. Die Glarner hatten 54 Tote, der Gegner über 1700; Rapperswil allein verlor 70 seiner Bürger.

Die Sieger dankten Gott für seinen Beistand. Dann wollten sie Weesen zurückerobern, aber die Österreicher hatten es schon in Brand gesteckt. Wieder belagerten hierauf die Eidgenossen drei Wochen lang Rapperswil. Sie konnten die Stadt nicht erobern. Der Herzog aber schloß mit ihnen einen siebenjährigen Waffenstillstand und endlich einen Frieden, in welchem der Bund der acht Orte anerkannt wurde.

12. Die Appenzeller und der Fürstabt von St. Gallen.

Der jetzige Kanton Appenzell hatte anfänglich eine rätische Bevölkerung. Ungefähr zur Zeit Karls des Großen mögen die Alamannen auch bis in diese waldigen Höhen vorgeedrungen sein. Vom Kloster St. Gallen her wurden sie mit der christlichen Religion bekannt gemacht. Schon der Name deutet darauf hin, denn Appenzell heißt Abts-Zelle. Durch Schenkung ging nach und nach fast das ganze Ländchen in den Besitz des Klosters über. Die Abte waren also die Grundherren und schickten ihre Vögte dorthin, welche Zinsen und Gefälle erhoben und die Gerichtsbarkeit ausübten.

Viele Appenzeller waren noch förmlich Leibeigene des Abtes; andere hatten von demselben ihre Lehen; wenige waren freie Bauern. Die Leibeigenen gehörten ihrem Herrn mit Weib und Kind an; sie waren rechtlos und konnten beliebig vertauscht oder verkauft werden; zu einem Besitz konnten sie nur schwer gelangen, da der Abt in vielen Fällen sogar das Erbrecht über sie hatte. Die Lehenleute waren so mit Abgaben belastet, daß auch sie ihres Lebens nie froh werden konnten. So bezog das Stift aus dem schwach bevölkerten Land Appenzell einzig an Käse jährlich 2000 Stück.

Im Jahre 1379 erhielt Runo von Stoffeln die Abtswürde, ein stolzer, harter Edelmann. Die Bürger der Stadt St. Gallen und die Appenzeller wollten ihm nicht huldigen; sie hofften bei den Städten am See Hilfe zu finden. Runo jedoch mußte diese Städte für sich zu gewinnen. Als dann aber die Eidgenossen bei Sempach und Näfels so große Erfolge errungen hatten, da schlossen auch die Gemeinden Appenzell, Hundwil, Urnäsch, Gais, Teufen, Trogen, Speicher, Herisau, die Stadt St. Gallen, Gossau, Waldkirch, Wittenbach und Bernhardzell ein Bündnis. Auch Wil lehnte sich gegen die gestrenge Herrschaft auf. Die Appenzeller hielten eine Landsgemeinde ab, kündeten dem Abt den Gehorsam und verjagten seine Vögte.

13. Die Schlacht bei Bögelinsegg, 1403.

Die Städte am See suchten zu vermitteln. Wirklich trat St. Gallen auf die Seite des Abtes. Doch die Appenzeller verzagten nicht; sie wendeten sich an die Eidgenossen. Die Städte, Zürich voran, wiesen sie unjanft ab; die Ländler aber, Schwyz an ihrer Spitze, gaben ihnen den ersten Ammann und schickten Hilfe. Die Appenzeller wußten, daß der Angriff von St. Gallen her stattfinden werde; sie legten daher einige hundert Mann unterhalb Bögelinsegg in einen Hinterhalt.

Am Morgen des 15. Mai 1403 stieg das äbtische Heer, das durch die Städte am See auf etliche tausend Mann verstärkt worden war, den engen und steilen Hohlweg hinan. Voran waren die Werkleute, dann kam die Reiterei; den Schluß bildete das Fußvolf. Kein Feind ließ sich blicken. Als die Spitze des Zuges zur „Lehi“ kam, suchte sie einen Durchgang herauszuhaben. Da plötzlich stürzten rechts und links die Schwyzer aus dem Walde hervor. Sie hieben mit ihren Waffen auf die Ritter ein, die sich im engen Hohlwege kaum rühren konnten. Jetzt brachen auch die Appenzeller hervor, die etwas weiter oben gestanden hatten. „Zurück! Zurück!“ riefen die Ritter, denn sie wollten weiter unten ihre Schlachtordnung erstellen. Neben und hinter sich hatten sie nun den Feind, vor sich das eigene Fußvolf, das nicht eilig genug fliehen konnte. Der Rückzug wurde zur Flucht, die bis vor die Thore der Stadt ging.* Die Sieger zündeten die Mühlen in der Steinachschlucht an; dann zogen sie durch die st. gallischen Stiftslande und ließen sich von den Bewohnern huldigen. In den Thurgau und ins Rheinthäl ging ihr Lauf; nichts konnte ihnen widerstehen. Die Stadt St. Gallen mußte froh sein, ein Stück der alten Freundschaft wieder zu erlangen, und die Städte am See suchten um einen Waffenstillstand nach; denn ihre Verluste waren groß. Einzig Konstanz hatte 99 seiner besten Krieger verloren, St. Gallen 13, unter ihnen den Bürgermeister Kuno von Watt. Der Feind zählte im ganzen 200 Tote, die Appenzeller acht.

* Siehe Nr. 39 im Abschnitt „Besefstücke“.

14. Die Schlacht am Stoß, 17. Juni 1405.

Der Abt wollte das kleine Bergvölklein doch noch zum Gehorsam zwingen. Seine bisherigen Verbündeten waren zwar von ihm abgefallen; aber er wendete sich an den Herzog von Österreich. Dieser kam mit einem Heere, das auf 6000 Streiter geschätzt wurde.

Die Appenzeller waren mehr als je auf sich selbst angewiesen; sogar Schwyz mußte etwas zurückhalten, wenn es nicht die Miteidgenossen gegen sich haben wollte. Dafür trug ihnen Graf Rudolf von Werdenberg seine Hilfe an. Er konnte allerdings nichts bieten, als seinen Arm, denn er hatte fast sein ganzes Besitztum an Österreich verloren. Er kämpfte zu Fuß in den Reihen der Appenzeller.

Das feindliche Heer nahm von Altsätten aus den Weg nach Gais. Der Aufstieg war mühsam, weil ein starker Regen den Boden schlüpfrig gemacht hatte. Die „Vehi“ war nicht besetzt. Die Werkleute machten eine kleine Lücke. Weiter ging's. Da plötzlich erschienen die Bergleute. Sie rollten Steine und Baumstämme herab und schwenkten ihre Hellebarden mit wildem Geschrei. Barfuß hatten sie guten Stand. Die Österreicher wollten zurück; aber die Lücke in der „Vehi“ ist viel zu enge; viele fallen; die übrigen fliehen. Der Feind ließ 500 Tote zurück, darunter 80 von Feldkirch und 95 von Winterthur. Die Appenzeller verloren 20 der ihrigen, darunter Uli Rotach, der sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet hatte.

Gleichzeitig hatte der Herzog selbst von Arbon aus einen Angriff auf St. Gallen machen wollen. Er belagerte die Stadt, richtete aber nichts aus. Am Hauptlisberg kam es zu einem kleinen Treffen. Als die Kunde vom Ausgang der Schlacht am Stoß nach St. Gallen kam, zog sich der Herzog zurück.

15. Der Ausgang des Appenzellerkrieges.

Nun schwoll den Appenzellern der Kamm. Vorerst nahmen sie Altsätten; dann fielen sie in die benachbarten Länder ein, brachen eine Burg nach der andern, vertrieben oder töteten die Edelleute und riefen das Volk zur Freiheit auf. Der Thurgau, das

Toggenburg, die March, Gaster, Rheinthal, Vorarlberg, Tirol — alles beugte sich vor ihrem starken Arm. Es entstand der „Bund ob dem See“. Doch dieser „wunderliche Lauf“ dauerte nicht lange. Im Januar 1408 rafften sich die Städte und Herren nochmals auf und brachten den Appenzellern vor Bregenz eine leichte Niederlage bei. Diese genügte, um sie in ihre Berge zurückzudrängen; das ganze eroberte Gebiet gaben sie auf. Kaiser und Papst bemühten sich nun, sie wieder völlig unter die Hand des Fürstbistums von St. Gallen zu bringen. Das hielt allerdings schwer. Diese trotzten dem Befehle des Reichsoberhauptes, und als der Papst den Bann über sie aussprach, da beschloß die Landsgemeinde: „Wir wollen nit in dem Ding sin.“

Unterdessen konnten die Bergleute einen Rückhalt an den Eidgenossen gewinnen, die sie (Bern ausgenommen) im November 1411 in ein Burg- und Landrecht aufnahmen. Im folgenden Jahr trat auch die Stadt St. Gallen diesem Bündnis bei.

Die Streitigkeiten mit dem Abt dauerten noch mehrere Jahre fort. Erst 1427 kam ein Friede zu stande. Die Appenzeller verpflichteten sich, dem Stift die Gefälle vollständig nachzuzahlen und die schuldigen Zinse abzulösen. Mit schwerem Gelde kauften sie sich dann von allen Lasten los und wurden so erst ein freies Land. Ihre Aufnahme in den Schweizerbund erfolgte im Jahre 1513.

16. Die Eidgenossen erwerben Unterthanenlande.

Uri schloß nach dem Morgartenkriege Freundschaft mit dem Thale Ursern, das anfänglich dem Kloster Disentis angehörte. Dann griff es über den Gotthard in die italienischen Thäler, die es mehrmals erobert und mehrmals wieder verloren hat. Eine der ruhmreichsten Schlachten schlugen 3000 Eidgenossen gegen 18,000 Mailänder zu Arbedo, im Juni 1422. Sie behaupteten zwar das Schlachtfeld, mußten sich aber dann zurückziehen und das Land bis zum Gotthard hinauf den Mailändern überlassen. Erst 1478, als 600 Mann unter Frischhans Theiling von Luzern in der Schlacht bei Giornico die Mailänder mit großen Verlusten zurückschlugen, wurde ihnen das Livinenthal bleibend unterthan.

Glücklicher waren die Eidgenossen in ihrer nächsten Nachbarschaft. Auf dem Konzil in Konstanz hatte Herzog Friedrich von Österreich den Zorn des Kaisers Sigismund auf sich geladen. Er wurde in die Acht erklärt; zugleich forderte der Kaiser die Eidgenossen auf, sie sollten dem Herzog die Güter wegnehmen (1415). Sie hatten zwar drei Jahre früher mit Österreich einen fünfzigjährigen Frieden geschlossen und erklärten, daß sie denselben nicht brechen werden. Aber Sigismund antwortete, einem Geächteten müsse man nicht Wort halten.

Die Berner zogen zuerst aus. Sie eroberten den Aargau bis dorthin, wo die Reuß in die Aare einmündet. Unterdessen hatten die Luzerner die Gebiete an der Suhre, Wina und Aa für sich eingenommen; die Züricher bemächtigten sich des Freiamtes und der Gegenden um Dietikon und Annonau. Bei Mellingen und Bremgarten stießen die Eroberer zusammen. Was nun noch übrig war, eroberten sie gemeinsam. Baden allein mit seinem festen Schlosse leistete ernstlichen Widerstand. Da plötzlich gebot der Kaiser dem Eroberungszuge Einhalt; denn „Friedrich mit der leeren Tasche“ hatte sich seinem Herrn unterworfen. Aber die Schweizer waren nicht gewillt, von ihrer sicheren Beute abzustehen. Sie nahmen Baden im Sturm und erklärten dann, sie hätten die kaiserliche Mahnung zu spät erhalten. Sigismund forderte streng, die Sieger sollten das Eroberte wieder herausgeben; die Schweizer weigerten sich, seinem Befehle zu gehorchen. Was jeder Ort mit eigener Kraft erobert hatte, das behielt er für sich; das übrige wurde als gemeinsames Untertanenland erklärt.

Am Schützenfest in Konstanz wurde eine Bernermünze „Ruhplappart“ gescholten. Darüber erzürnt, zogen 4000 Mann aus, und die Stadt mußte froh sein, mit 3000 Goldgulden den unangenehmen Besuch abwehren zu können. Die Krieger der Waldstätte nahmen ihren Heimweg über Rapperswil. Die Bürger dieser Stadt waren endlich der österreichischen Herrschaft auch müde geworden und begaben sich nun in den Schutz der Eidgenossen (1458).

Bald nachher kam der Herzog von Österreich mit dem Papste in Streit. Dieser sprach den Bann über Friedrich aus und forderte die Eidgenossen auf, ihn zu bekriegen. Sie nahmen ihm (1460) den Thurgau und die Landschaft Sargans weg. So hat ihr Gebiet eine erwünschte Abrundung und natürliche Grenzen erhalten.

17. Der alte Zürichkrieg. Schlacht bei St. Jakob an der Sihl, 1443.

Während alle Fürstengeschlechter ringsum sehr geschwächt, manche sogar ausgestorben waren, gelangte die Grafschaft Toggenburg erst jetzt zu rechter Blüte. Außer dem Thurthale besaß Graf Friedrich das Rheinthal, Uznach, Gaster, die March, Sargans, Weesen, Vorarlberg und einen ansehnlichen Teil Graubündens. Klug mußte er sich Österreich gefällig zu erweisen und den Eidgenossen zugleich. Mit Zürich schloß er ein Burgrecht, mit Schwyz ein Landrecht. Beiden versprach er auf sein Ableben hin einige Besitzungen im Linthgebiet. Als er nun im Jahre 1436 starb, brach ein trauriger Bruderkrieg aus; denn jeder Teil wollte das Erbe für sich haben. Die Eidgenossen suchten zu vermitteln, aber Bürgermeister Rudolf Stüssi in Zürich und Landammann Ital Reding zu Schwyz liehen ihnen wenig Gehör. Österreich goß Öl ins Feuer; es neigte sich auf die Seite von Schwyz. Die Züricher verschlossen den Schwyzern den Kornmarkt. So wuchs die Erbitterung immer mehr. Die Eidgenossen erklärten, daß sie dem helfen, der zuerst angegriffen würde. Die Züricher rückten zuerst aus, hatten aber wenig Erfolg. Als die Eidgenossen dann wirklich auch rüsteten, da verbündeten sich die Züricher mit Österreich.

Aber so groß der Zorn war, so klein war der Mut der Züricher. In mehreren Gefechten wurden sie geschlagen, und dabei verloren sie einen großen Teil ihres Gebietes.

Im Juli 1443 erschienen 6000 Eidgenossen vor Zürich. Sie wollten die Stadt einnehmen und den Krieg mit einem Schlage beendigen. Die Züricher rückten ihnen auf das Sihlfeld entgegen, wo das Siechenhaus zu St. Jakob stand. Hans von Rechberg, ein österreichischer Ritter, meinte, man sollte hinter den festen Mauern der Stadt bleiben; aber mit Ungestüm eilte alles hinaus. Aus Rübeln und Tansen trank man Wein, um sich zur Arbeit zu stärken. Die Eidgenossen rückten in guter Schlachtordnung heran und warfen die ungeordneten Haufen der Züricher im ersten Ansturm zurück.

Diese mußten sich eilig zurückziehen, denn schon wollten 200 Eidgenossen hinter ihnen die Sihlbrücke besetzen. Vergeblich stellte sich Stüssi den Fliehenden entgegen; er fiel auf der Brücke tödlich getroffen nieder. Freund und Feind eilten über seine Leiche weg. Hätte nicht Anna Ziegler am Thor das Fallgatter heruntergelassen, — die Stadt wäre verloren gewesen. Die Züricher, die noch draußen standen, wurden niedergemacht; das gleiche Schicksal hatten die Eidgenossen, die schon eingedrungen waren.

18. Belagerung und Mord von Greifensee, 1444.

Nach Stüssis Tod wurde Rudolf Meiß zum Bürgermeister gewählt. Er war zu Friedensunterhandlungen bereit. Die Eidgenossen anerbieten sich, den Zürichern das ganze eroberte Gebiet wieder herauszugeben, wenn diese auf das Bündnis mit Österreich verzichten. Als dieser Vorschlag dem Volke zur Annahme empfohlen wurde, entstand ein großer Tumult; Meiß und zwei andere Führer küßten ihre guten Absichten mit dem Leben. Der Bruderkrieg mußte fortgesetzt werden.

Gegen Ende April 1444 rückten die Eidgenossen ins Feld. Sie hatten es wieder auf Zürich abgesehen, wollten aber zuerst Greifensee nehmen, das treu zu Zürich hielt. Hans von Breitenlanden berg verteidigte das Städtchen mit 62 Mann; Frauen und Kinder hatte er nach Zürich geschickt, wo sie sicherer waren, als hier. Er ließ hierauf das Städtchen anzünden und zog sich ins Schloß zurück, das er fest verammelte. Die Eidgenossen beschossen es, richteten aber nichts aus. Dann bauten sie eine Raube (Schirmdach) und suchten die Mauern zu untergraben. Aber die Verteidiger zerschmetterten mit dem Altarstein das Dach samt den Arbeitern, die darunter beschäftigt waren. Nun bauten die Eidgenossen eine festere Raube. Große Fässer voll Steine, von der Rinne der Burg heruntergestürzt, konnten diese nicht zerstören. Zuversichtlich gruben die Eidgenossen fort; denn ein Bauer hatte ihnen die Stelle gezeigt, wo das Schloß nicht auf Felsen

stand. Schon fingen die Mauern zu sinken an. Jetzt entschloß sich „Wildhans“, die Feste auf Gnade und Ungnade zu übergeben.

Es wurde Kriegsgericht gehalten. Neding verlangte stürmisch den Tod der ganzen Besatzung. Der Zuger Hauptmann, Holzach von Menzingen, redete warm für sie. Er sprach: „Diese tapferen Leute haben nur ihre Pflicht gethan! Sie sind Ehrenmänner und verdienen Bewunderung und Belohnung, aber nicht den Tod.“ Hestig entgegnete Neding: „Du bist ein Verräter, ein heimlicher Züricher und Österreicher!“ Ruhig erwiderte Holzach: „Ich bin so bieder als du und die Deinen! Aber das behaupte ich, das unschuldige Blut, nach dem du lechzest, das wird Gott suchen!“ — Nichts half; die Mehrheit stimmte für den Tod. Am 28. Mai wurden alle bis auf zehn hingerichtet.

Hernach zogen die Eidgenossen heim; denn es war die Zeit der Heuernte; aber schon nach zehn Tagen griffen sie wieder zu den Waffen und lagerten sich vor Zürich.

19. Die Schlacht bei St. Jakob an der Aare, 26. August 1444.

Österreich verspürte wenig Lust, den Zürichern weiter zu helfen. Kaiser Friedrich ersuchte nun den König von Frankreich, daß er ein Hülfsheer schicke. Das that dieser bereitwillig, denn er hatte in seinem Land ein zügelloses Söldnervolk. Statt der gewünschten 5000 schickte er gleich 30,000 Mann, wovon die Hälfte beritten war. Der Kronprinz selber führte das Heer an.

Am 23. August erschienen die ersten Armagnaken vor Basel. Eilboten meldeten das den Eidgenossen, die vor der Stadt Zürich und vor der Burg Farnsburg lagen. Die Eidgenossen schickten eilig 1300 Mann, die den Feind auskundschafteten und aufhalten, aber nicht angreifen und für jeden Fall die Aare nicht überschreiten sollten.

Auf dem Wege begegneten ihnen Flüchtlinge. Sie schilderten die Größe der Gefahr; aber die Eidgenossen antworteten mutig: „Wir befehlen unsere Seelen Gott und unsere Leiber den Armagnaken!“

Vormwärts ging's. Man kam nach Pratteln, wo die erste Vorhut der Feinde stand. Diese wurde in die Flucht gejagt. Bei Muttenz war eine starke Heeresabteilung, hoch zu Pferd. Sie warfen auch diese. Nun standen die Helden an der Birz.



St. Jakobsdenkmal in Basel.

Drüben winkte die befreundete Stadt; allerdings stand dazwischen ein zwanzigmal stärkerer Feind. Die Mannschaft war nicht zu halten. Vormwärts, immer nur vorwärts! Es war 8 Uhr morgens, als drüben der Kampf mit der Hauptmacht begann. Am Mittag stand das Häuflein nahe an Basels Thoren, zum Tode erschöpft; es war unmöglich, den Weg weiter zu hauen; denn immer neue Scharen standen ihm entgegen. Die Basler sahen die Not ihrer Freunde. Mit Ungestüm verlangten sie, aufs Kampffeld geführt zu werden.

Auf diesen Augenblick hatte der listige Neckberg gewartet. Von zwei Seiten drohte er die Stadt anzugreifen. Schleunigst mußten die Basler den Rückzug antreten, um den Feind von ihren Mauern abzuwehren.

Nun blieb den Eidgenossen nichts übrig, als der Rückzug nach dem nahen Siechenhaus St. Jakob. Da fanden sie Schutz und Erquickung. Jetzt schaffte der Feind die Geschütze herbei. Das Siechenhaus wird angezündet. In seinem Keller ersticken 99 Schweizer. Die übrigen verschanzen sich in dem Garten und schlagen jeden Angriff zurück. Da erscheint Ritter Burkhard Mönch von Mönchenstein an der zerschossenen Mauer und fordert die Helben zur Übergabe auf. Der nächste wirft ihm einen Stein ins Gesicht, daß der Ritter blutüberströmt vom Pferde fällt. In der Abenddämmerung machen die Schweizer den letzten Ausfall, aber nicht zum Siegen, sondern zum Sterben. „O Grisensee, o Grisensee, ruh ist din Rach!“ soll manch ein Sterbender ausgerufen haben. — 1168 der ihrigen lagen tot auf dem Schlachtfeld; aber der Verlust der Feinde war doppelt so groß.

20. Ende des Krieges.

Nun hatte auch Kronprinz Ludwig keine Lust mehr, den Krieg mit den Eidgenossen fortzusetzen. Seine Krieger erklärten, ein so hartes Kriegsvolk noch nie gesehen zu haben. Die Eidgenossen aber waren über den Ausgang der letzten Schlacht so erschrocken, daß sie die Belagerung von Farnsburg und Zürich schleunigst aufhoben. Sie eilten heim, um neue Rüstungen zu treffen. Als sie hörten, daß Frankreich ihnen den Frieden anbiete, willigten sie gerne ein.

Gegen Zürich dauerte der Kleinkrieg noch etliche Jahre fort. Namentlich war es Österreich, das ihn nicht aufgeben wollte. Es hoffte wohl, damit den Untergang der Eidgenossenschaft herbeizuführen. Aber bei Ragaz wurden 6000 Mann unter Rechberg von 1000 Eidgenossen gründlich auf's Haupt geschlagen (1446). So wurde man auf allen Seiten mehr und mehr dem Frieden geneigt. Am 13. Juli 1450 kam er zu stande, unter den gleichen Bedingungen, die nach der Schlacht bei St. Jakob an der Sihl gestellt worden waren. Zürich erhielt sein Gebiet wieder zurück, mit Ausnahme der Höfe am

linken Ufer des oberen Zürichsees; dafür verzichtete es auf das österreichische Bündniß.

So hatte der unselige Bruderkrieg keinem Teile erheblichen Nutzen gebracht, wohl aber beiden einen unberechenbaren Schaden.

21. Der Burgunderkrieg. Die Schlacht bei Héricourt, 1474.

Die Eidgenossen suchten ihr Gebiet auch über den Rhein hinaus zu vergrößern. Sie schlossen einen Bund mit den Städten Schaffhausen und Mülhausen. Das verwickelte sie in einen Krieg mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund. Dieser stolze und reiche Fürst hatte die Absicht, ein großes Reich zu gründen. Dem Herzog von Österreich lieh er 50,000 Gulden und erhielt dafür die Rheinlande nördlich von Basel als Pfand. Sein Vogt, Peter von Hagenbach, verwaltete sie. Er war ein grimmiger Feind der Eidgenossen und beleidigte sie bei jeder Gelegenheit. Das sah namentlich der französische König gern. Es war der gleiche Ludwig, der als Kronprinz die Schweizer bei St. Jakob an der Birs kennen gelernt hatte. Karl war auch sein gefährlichster Feind. Die Schweizer sollten ihm denselben aus dem Wege räumen. Mit Schmeicheln, Geldversprechungen und Bündnissen mußte er namentlich Bern in den verhängnisvollen Zwist hineinzutreiben. Auch der deutsche Kaiser, Friedrich III., ein Habsburger, that alles, den Krieg zum Ausbruch zu bringen. Die beiden mußten sogar die Eidgenossen mit Österreich zu versöhnen, das die Pfandländer wieder gerne an sich gebracht hätte. So verzichteten die Herzoge für immer auf den Aargau und Thurgau und schlossen mit den Schweizern ein Bündniß gegen Karl. Hagenbach wurde zu Breisach gefangen genommen und hingerichtet (9. Mai 1474). Damit war der Krieg angesagt.

Im November des gleichen Jahres fielen 18,000 Eidgenossen und Österreicher in die Freigravschast Burgund ein und belagerten Héricourt. Oberster Feldherr war der Ritter Wilhelm Herter

von Straßburg; als Feldzeichen hatten alle das eidgenössische weiße Kreuz angenommen. So standen nun diejenigen friedlich und einträchtig beisammen, die während zwei Jahrhunderten einander so hartnäckig bekämpft hatten!

Die Mauern von Héricourt waren aber gar fest; eine langwierige Belagerung stand in Aussicht, und schon war der Winter da. Zum Glück wollte Karl eine rasche Entscheidung haben. Er schickte ein starkes Reiterheer, das sofort zum Angriff schritt.

Jeder österreichische Ritter hatte ein paar handfeste Schweizer neben sich. „Liebe Herren,“ sprachen diese, „hauet guten Mutes dran und sparet ümer nit; wir wollen üch nit verlan und, wenns nötig ist, mannlich wieder uf die Gurren helfen.“ Und die Ritter jubelten: „Mit solchen Kriegern kämpfen wir gern, denn sie verlassen uns nicht.“ — In kurzer Zeit war die Schlacht gewonnen. Der Feind zählte 1600 Tote, die Sieger nur 70. Héricourt öffnete jetzt die Thore.

Raum waren die Berner und Freiburger heimgekehrt, so fielen sie ins Waadtland ein, das damals savoyisch war und zu Burgund hielt. Sie eroberten es in einem Siegeslauf. Kein Turm war ihnen zu hoch, keine Mauer zu fest. Die Oberwalliser fielen ins Unterwallis ein, das ebenfalls Savoyen angehörte.

22. Die Schlacht bei Grandson, 1476.

Der Kaiser glich sich mit Karl aus; König Ludwig von Frankreich schloß mit ihm einen mehrjährigen Waffenstillstand, der auch den Schweizern angetragen wurde; diese sollten nur den Herzog Sigismund und die Städte im Elsaß preisgeben. Sie wollten aber nicht so treulos handeln.

Nun sammelte Karl ein Heer von 30,000 Mann, eroberte das Herzogtum Lothringen und fiel in die Schweiz ein. Ein stolzeres Heer sah Europa noch nie. Sein Zeltlager vor Grandson glich einer Stadt, umschlossen von 4000 Wagen und geschützt mit Gräben und Schanzen.

Grandson hatte 500 Berner und Freiburger als Besatzung. Diese hielten sich 10 Tage lang tapfer; dann aber hörten sie auf lügenhafte Reden und ergaben sich auf Gnade. Die einen wurden jedoch an Bäumen aufgehängt, die andern

an Seilen im See ertränkt. Wohl mahnte Bern dringend zu schleunigem Zuzug, aber die übrigen Eidgenossen waren mißtrauisch gegen diese Stadt, die vom Kriege gegen Karl den größten Vorteil zu erwarten hatte. Zudem war die schweizerische Kriegsordnung damals eine unglaublich schwerfällige. Jeder Ort mußte besonders gemahnt werden und hatte seine Mannschaft selber zu verpflegen. Der Abt von St. Gallen schickte nach Grandson 155 Krieger, 2 Pfeifer, 2 Wagenknechte und 5 Pferde. Für diese belud man den großen „Reiswagen“ mit 170 Pfeilen, 2 Fässern, 2 großen Feldkesseln nebst Rellen und Haken, 8 Schüsseln, einem Viertel Salz und 2 Malter Hafermehl, das bereits mit Salz und Schmalz geröstet worden war. Nun denke man sich noch die schlechten Straßen jener Zeit hinzu!

Am 2. März 1476 waren 18,000 Eidgenossen bei Neuenburg versammelt. Die Vorhut, unter Scharnachtal und Käzi, rückte südwärts. Bei diesen waren auch die St. Galler, unter ihrem Bürgermeister Farnbüler. Karl hatte unterdessen das Lager verlassen; denn auch er wollte den Feind aufsuchen. Als er die Vorhut erblickte, stellte er sein Heer auf. Die Schweizer warfen sich nieder zum Gebet und rückten dann gegen den Feind vor. Furchtbar war der Ansturm der Reiterei; aber er wurde mit den langen Spießen abgewehrt. Auch den Kugelhagel und den Pfeilregen hielten die Schweizer tapfer aus. Da wollte Karl rückwärts weichen, um den Kampf in der Ebene auszufechten. Seine Befehle wurden mißverstanden; sein Heer geriet in Unordnung.

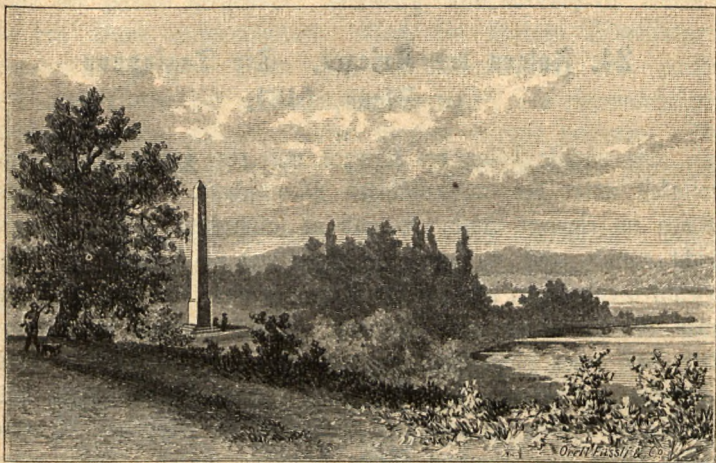
Unterdessen war die Hauptmacht der Eidgenossen auf den nahen Anhöhen erschienen. Ihre Waffen glänzten in der strahlenden Sonne, und fürchterlich ertönten die Schlachthörner. „Sind das auch noch Schweizer?“ fragte Karl bestürzt. „Um Gottes willen, was soll aus uns werden!“ — Wie ein Gewittersturm drangen die neuen Scharen vor; die Feinde stoben auseinander. Die unermessliche Beute zog die Schweizer so sehr an, daß sie es unterließen, die Fliehenden zu verfolgen. So kam es, daß die Zahl der Toten kaum 1000 betrug.

23. Die Schlachten bei Murten und Nancy, 1476 und 1477.

Nach wenigen Tagen erschien Karl in Lausanne und sammelte wieder ein Heer, das nicht minder stark war, als das vorige. Bern rüstete fieberhaft und schickte Boten aus nach allen Seiten. Man meinte, Karl werde zuerst Freiburg angreifen und legte 1000 Mann dorthin. Er zog aber vor Murten, das Adrian von Bubenberg mit 1500 Mann verteidigte. Dieser treffliche Mann war am burgundischen Hofe aufgewachsen und mit Karl eng befreundet. Er war es auch, der in Bern gegen Dießbach gesprochen und ernstlich vom Kriege abgeraten hatte. Nun aber, da das Verhängnisvolle beschlossen war, hat er gethan, was nur ein ganzer Mann thun konnte. Er berichtete nach Bern: „Übereilet euch nicht! Murten lassen wir nicht fallen! So lange in uns eine Ader lebt, giebt keiner nach!“ — Und so thaten sie auch. Wie Helden hielten sich alle. — Der Städtebund im Elsaß und Herzog Sigismund schickten 1800 Berittene, Herzog Renat von Lothringen 200. Viele Fähnlein der Eidgenossen waren noch nicht eingerückt, so die St. Galler, von denen nur 12 Mann in Murten standen. Die Mauern dieses Städtchens aber hatten so argen Schaden gelitten, daß eine Übergabe stündlich befürchtet werden mußte.

Endlich, am 22. Juni, als die Züricher in Gilmärschen in Bern eintrafen, beschloß man, den Angriff zu wagen. Wilhelm Herter ordnete die Scharen. Die Vorhut führte Hans von Halwil, den Gewaltthausen Hans Waldmann, die Nachhut Kaspar von Hertenstein. Der strömende Regen verzögerte den Beginn der Schlacht. Schon ließ Karl seine Krieger ins Lager zurückkehren. Die Eidgenossen standen im dichten Tannwald. Da, gegen Mittag, heiterte sich der Himmel auf. Sie knieten alle nieder zum Gebet. Dann trat Halwil vor, zeigte mit seinem Schwerte gen Himmel und rief: „Die Sonne will uns zum Siege leuchten!“ und nun ging's an den Feind. Die Vorhut machte einen Seitenangriff; der Gewaltthause durchbrach einen Grünhag,

nahm das feindliche Geschütz und drang unaufhaltfam in das Lager ein; Hertenstein erfaßte ebenfalls eine Flanke, und Buben-berg machte mit seinen Tapfern einen fecken Ausfall. Auf allen Seiten war der Kampf ein mörderischer; aber die Burgunder mußten nach verzweifelter Gegenwehr weichen. Viele stürzten sich in den See, in dem sie ertranken; andere kletterten auf Bäume, von denen sie heruntergeschossen wurden. Eine so



Obelisk auf dem Schlachtfeld bei Murten.

blutige Ernte hatten die Waffen der Schweizer noch nie gehalten; 16,000 Feinde lagen als Leichen umher, die Sieger hatten 500 Mann verloren.

Karl der Kühne wollte nun den Herzog Renat von Lothringen für seinen Abfall bestrafen. Er sammelte ein neues Heer und zog damit vor Nancy. Renat erhielt Unterstützung aus der Schweiz. Etwa 8000 Mann eilten ihm unter Waldmanns Führung zu Hilfe. Am 5. Januar 1477 kam es zur Schlacht. Die burgundischen Scharen wurden gänzlich besiegt, und Karl selbst fand den Tod.

So hat er verloren:

Bei Grandson das Gut,

Bei Murten den Mut,

Bei Nancy das Blut.

Von nun an galten die Schweizer als das tapferste Kriegsvolk in Europa, und deshalb bewarben sich viele fremde Mächte um ihre Freundschaft und um Söldner aus ihrem Lande.

Der ruhmreiche Burgunderkrieg aber nahm für sie kein rühmliches Ende. Gegen eine Geldentschädigung verzichteten sie auf die Gebiete, die sie ihrem Bunde hätten beifügen können.

24. Folgen des Krieges. Die Tagsatzung zu Stans, 1481.

Die nächste Folge des Krieges war eine grenzenlose Zügellosigkeit unter der waffenfähigen Mannschaft. Gab es nicht Krieg im eigenen Land, so gab es auswärts. Man fragte nicht wohin, noch weniger, wo Recht und wo Unrecht sei. Den Heimkehrenden war jede ehrliche Arbeit zu viel; ihre Beschäftigung war Raub, Mord und Diebstahl. Wohl verfügte die Obrigkeit, daß jeder hingerichtet werden soll, der den Wert eines Strickes veruntreue; sie erließ auch strenge Gesetze gegen das Meislaufen; aber es war kein Gehorsam zu erwarten, da viele Räte selbst von fremdem Gelde bestochen waren. Nicht jeder blieb so fest, wie Bubenberg in Bern, die goldenen Lockvögel zurückzuweisen.

Ein harter Streit war auch darüber ausgebrochen, wie die Burgunderbeute zu verteilen sei. Die Städte wollten, daß nach der Zahl der Krieger verteilt werde; die Länder verlangten, daß alle Orte gleichen Anteil haben sollten. Bern verlangte weiter, daß Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen werden, da sie während des ganzen Krieges treu zur Schweiz gestanden. Die Länder aber fürchteten dadurch ein Übergewicht der Städte, die dreimal so viel Mannschaft stellen konnten, als sie. Nun schlossen die fünf Städte unter sich ein ewiges Burgrecht. Ein Bürgerkrieg drohte auszubrechen. Auf der Tagsatzung zu Stans sollte ein letzter Versuch zur Ausöhnung gemacht werden.

Drei Tage lang stritt man heftig; schon gingen die Tagherren auseinander. Da lief Heinrich Imgrund, der Pfarrer zu Stans, zu dem frommen Bruder Klaus ins Klüeli. Das brachte Rettung. Imgrund kam nach Stans zurück, suchte die Tagherren in ihren Herbergen auf und bat sie, daß sie noch einmal zusammen kommen und den Rat des Gottesmannes hören sollen. Es geschah, und in kurzer Zeit war der Friede hergestellt. Freiburg und Solothurn wurden in den Bund aufgenommen. Auch die übrigen Streitfragen wurden beigelegt. Dann gab die Versammlung dem Lande ein neues Gesetz, das „Stanfer-Verkommnis“. Die eigenmächtigen Kriegszüge der „tollen“ Haufen wurden strenge verboten. Die Regierungen mußten einander gegen solche Ruhestörer getreulich beistehen.

Eine große Gefahr war somit glücklich abgewendet; durch die ganze Schweiz ertönte Freudengeläute, wie nach der Schlacht bei Murten.

25. Hans Waldmanns Sturz, 1489.

Hans Waldmann stammte von Blicensdorf im Kanton Zug. Sein Vater starb früh. Die Mutter zog hierauf nach Zürich, wo sie Verwandte hatte. Da kam der Knabe zuerst zu einem Schneider, dann zu einem Gerber in die Lehre. Aber am meisten freute ihn immer das Kriegshandwerk. Gelegenheit, dasselbe auszuüben, gab es genug. Bald zeichnete er sich durch Tapferkeit und Klugheit aus. Vor der Schlacht bei Murten wurde er zum Ritter geschlagen und zum Anführer des Gewaltthaufens ernannt.

Als Ritter gehörte nun Waldmann der Gesellschaft der Vornehmen an; aber diese wollten von dem ehemaligen Gerber nichts wissen. Er ging zu den Zünften und brachte es bald zum Zunftmeister. So kam er in den Stadtrat. Aber er wollte Bürgermeister werden. Das glückte ihm im Jahre 1483. Zürich war damals Vorort der Eidgenossenschaft; Hans Waldmann war somit der einflußreichste Eidgenosse geworden.

Leider verstand er es nicht, sich im Glück zu maßigen. Namentlich gegen die Familie Gölzli, die er gestürzt hatte, ging er schroff

vor. Bald war auch das Landvolk gegen ihn, weil er es mit seinen Gelezeserlassen kränkte. Er nahm keine Rücksichten auf die bisherigen Freiheiten der Einzelnen. So erhöhte er die Steuern und verpflichtete alle Landbewohner in gleicher Weise zum Kriegsdienst. Handel und Gewerbe sollten ein Vorrecht der Stadt sein; die Bauern sollten ihren Boden bauen und die Erzeugnisse desselben in der Stadt verkaufen. Was sie bedurften, das mußten sie aus der Stadt beziehen.

Die Feinde Waldmanns sahen solche Erlasse gerne; denn sie bemerkten mit Vergnügen, daß die Unzufriedenheit täglich wuchs. Die Bauern am See waren die ersten, welche sich erhoben; bewaffnet zogen sie vor die Stadt. Eidgenössische Boten eilten herbei. Aber auch sie sahen den Sturz des Ulgewaltigen nicht ungern. Namentlich die Luzerner konnten es ihm nie verzeihen, daß er ihren Helden Frischhans Theiling hatte gefangen nehmen und hingerichten lassen. Als der Volksauflauf immer bedrohlicher wurde, lieferten die Boten den Sieger von Murten aus. Er wurde in den Wellenberg gesteckt, und ein neu-bestellter Rat, an der Spitze Lazarus Gölbli, saß sofort zu Gericht über ihn. Mit lügenhaften Reden suchte man das Volk recht zu erhitzen. So hieß es, ein österreichisches Heer nahe, um Waldmann zu befreien. Eilig wurde das Todesurteil ausgesprochen und der Vollzug angeordnet.

Gefaßt und in würdiger Haltung schritt Waldmann auf das Blutgerüst. Er bat alles Volk um Verzeihung. Noch einmal blickte er auf die Stadt hinab; dann sprach er wehmütig: „O Zürich, Zürich! Du weißt auf diesen Tag nicht, was du thust!“ — Hierauf kniete er nieder und bot sein Haupt dem Henger dar.

Das geschah am 6. April 1489.

26. Die Zerstörung des Klosters in Morjach, 1489.

Das Kloster St. Gallen war in große Not geraten; mehrmals war es der Auflösung nahe. Da erhielt es in Ulrich Rösch einen Abt, der es durch seine Thatkraft und Umsicht neuerdings fest gründete. Das war keine leichte Aufgabe; denn nicht nur die Stadt St. Gallen, sondern auch die Landschaft und Appenzell waren beständig bestrebt, ihre Freiheiten auf Kosten des Stiftes zu mehren.

Der unaufhörlichen Plackereien müde, beschloß nun Abt Ulrich, sein Kloster nach Korschach zu verlegen. Die Stadt aber fürchtete, durch den Wechsel vieles einzubüßen. Ohne Zweifel wäre Korschach zur Stadt erhoben worden und hätte vermöge seiner günstigen Lage am See den Handel St. Gallens an sich gebracht.

Bürgermeister Farnbüler machte dem Abt gütliche Vorstellungen: als diese nichts halfen, versuchte er es mit Drohungen. Aber dieser war von seinem Vorhaben nicht abzubringen.

Nun traten die St. Galler, Appenzeller und Fürstenländer zusammen und wurden einig, sie wollen das neue Kloster mit Gewalt brechen. Gedacht, gethan; am 28. Juli 1489 zerstörten sie den Bau.

Der Abt wendete sich jetzt an die vier Schirmorte: Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. Aber die St. Galler wollten, daß sämtliche eidgenössische Stände das Schiedsgericht übernehmen sollten. Wirklich legten sich die übrigen sechs Orte ins Mittel; sie fällten jedoch einen Spruch, der dem Abt und den vier Schirmorten nicht genügte. Der Trotz der Fehlbaren, besonders des Landammanns Schwendiner von Appenzell, machte ein eidgenössisches Aufgebot notwendig. Das Toggenburg, seit 1468 äbtliches Land, hatte sich am Aufstand nicht beteiligt; Wil, Linggenwil, Zübrwangen, Bronschhofen, Trungen, Oberbüren, Rickenbach und Sitterdorf hatten sich dem Spruch der eidgenössischen Boten unterworfen. Nun zogen 8000 Eidgenossen vor Gossau, das vergeblich auf appenzellische Hilfe gehofft hatte. Den Bewohnern des oberen Fürstenlandes blieb nun keine andere Wahl, sie mußten die Waffen wegwerfen, mit Kreuz und Fahnen den Eidgenossen entgegenziehen und um Gnade flehen. Hierauf zog das Heer nach Korschach, um auch dort die Ruhe wieder herzustellen, und endlich wendete es sich gegen die Stadt, die ihre Vorstädte verbrannt, die Bäume ringsum gefällt und die Bürger bewehrt hatte. Für eine ernstliche Belagerung war sie trotzdem nicht gerüstet, da auf der Seite gegen St. Mangen hin die Ringmauern erst manns hoch erstellt waren. So mußte auch sie sich ergeben.

Nun diktierten die Eidgenossen den Frieden. Sie beanspruchten für sich das Rheinthal, das die Appenzeller 29 Jahre früher um 6000 Gulden gekauft hatten. Die Stadt mußte ihnen Oberdorf, Andwil und Steinach abtreten. Diese Besitzungen verkauften sie bald nachher an den Abt. Ueberdies verlangten sie von der Stadt 10,000, von den Appenzellern 4000 Gulden an die Kriegskosten. Der Abt erhielt von der Stadt, von den Appenzellern und von den Gotteshausleuten ebenfalls Schadenersatz. Farnbüler und Schwendiner wurden geächtet und starben außer Landes. Das Kloster in Norschach (Mariaberg) wurde dann wieder aufgebaut. Der Fürstabt verblieb jedoch in St. Gallen.

27. Die Veranlassung zum Schwabenkrieg.

Seit 1438 saßen auf dem deutschen Kaiserthron ausschließlich Fürsten aus dem habsburgischen Hause. Dieselben hatten ihre Hand in allen schweizerischen Angelegenheiten, und wenn sie hie und da Freundschaft im Munde führten, so lebte in ihrem Herzen doch die alte Feindschaft fort. Die Schweizer besuchten darum die deutschen Reichstage nur selten und leisteten nur dann Heeresfolge, wenn es ihnen beliebte; immer weniger kümmerten sie sich um das Reich. Nun ging der neue Kaiser, Maximilian, mit dem Gedanken um, die Reichsgewalt zu heben. Er veranlaßte die Herren und Städte Süddeutschlands, den schwäbischen Bund zu gründen zur Sicherung des Landfriedens. Auch die Schweizer sollten demselben beitreten. Sie weigerten sich dessen.

Der Reichstag zu Worms (1495) verkündete den ewigen Reichsfrieden und setzte ein Reichskammergericht ein, das in Zukunft alle Streitigkeiten entscheiden sollte. Aber die Schweizer versagten auch diesem Gericht rundweg ihre Anerkennung, weil sie keine fremden Richter anzunehmen verpflichtet seien. Ferner verfügte derselbe Reichstag, daß zum Unterhalt des Gerichtes und zur Aufstellung von Kriegsheeren eine allgemeine Kopf- und Vermögenssteuer sollte erhoben werden, der Reichspennig. Auch von diesem wollten die Eidgenossen nichts hören; denn sie mußten sich doch in jeder Lage selbst helfen.

Der Erzkanzler des Reiches meinte, er wolle die Eidgenossen mit der Feder in der Hand zähmen; aber diese erwiderten lachend: „Anderer haben das schon oft vergeblich mit Hellebarden probiert, welche doch mehr zu fürchten sind, als Gänsefüße.“ Und der Kaiser erklärte drohend: „Wenn ihr euch nicht fügt, so werde ich im Kampfe gegen euch einer der vordersten sein.“ Ihm entgegnete Bürgermeister Schwend von Zürich: „Das rate ich eurer Majestät nicht; denn unser Volk ist so grob und unwissend, daß es beim Dreinschlagen selbst die Krone des Kaisers nicht schonen würde.“ Auch an Spottreden und Spottliedern wurde nichts gespart.

Die schweizerischen Städte knüpften nun mit Konstanz Unterhandlungen an. Dieses besaß immer noch das hohe Gericht über den Thurgau und konnte in dem kommenden Kriege für die Schweiz ein wichtiges Bollwerk sein. Die inneren Orte mahnten ab, weil sie eine Übermacht der Städte befürchteten. So wurde Konstanz dem schwäbischen Bund in die Arme getrieben.

Graubünden kämpfte ebenfalls um seine Unabhängigkeit; dieses schloß jetzt mit den Eidgenossen ein Freundschaftsbündnis.

28. Die ersten Gesichte im Schwabenkriege, 1499.

Die Schwaben waren voll Zuversicht und meinten, der Krieg werde nur ein Kinderspiel sein. Sie nannten die Schweizer nicht anders, als „Rüher“ und „Ruhmelfer“, und machten sich ein Vergnügen daraus, Tag und Nacht über die Grenze herein zu muhen. Von den Kanzeln herunter wurde der Krieg gegen die „gottlosen Bauern“ gepredigt, die schlechter seien als Türken und Heiden. Diesmal — so meinten die Feinde — wollten sie jeden früheren Schimpf heimzahlen; sie wollten in der Schweiz sengen und brennen, daß nichts mehr übrigbleibe.

Kaiser Maximilian war in den Niederlanden beschäftigt; unterdessen eröffneten die Tiroler den Kampf. Sie fielen in das bündnerische Münsterthal ein, wurden aber zurückgeworfen. Fast gleichzeitig wurden auf der ganzen Rheinlinie die Feindseligkeiten eröffnet.

Das Städtchen Maienfeld fiel durch Verrat in die Hände der Feinde; dann überschritten die Schweizer den Rhein, erfochten bei Triesen einen Sieg und gewannen die Luziensteig und Maienfeld wieder zurück. Hierauf machten sie einen Verwüstungszug durch feindliches Gebiet, verbrannten das Städtchen Vaduz, rückten nordwärts bis Bregenz vor und schlugen bei Fußach 3000 Schwaben. Überall mußte ihnen das Volk Treue schwören; sieggekrönt zogen sie dann heim.

Anderer hatten unterdessen einen Beutezug in den Hegau, Klettgau und Sundgau unternommen und dort viele Städte und Burgen gebrochen. Sie fanden nirgends ernstlichen Widerstand, verübten aber manchen Muthwillen. So zwangen sie die Besatzung von Chiengen, im bloßen Hemde abzuziehen, ein Stück Brot in der einen, den Wanderstab in der andern Hand. Auch das Städtchen Blumenfeld fiel in ihre Hände.*)

Als dies zu vergelten, fielen 3000 Landsknechte und Ritter aus dem Elsaß in Solothurner-Gebiet ein, wurden aber auf ihrem Rückweg bei Bruderholz von 800 Schweizern in die Flucht geschlagen.

Unterdessen hatte sich in Konstanz ein großes Heer gesammelt. Von da aus überfielen 10,000 Mann zur Nachtzeit die kleine schweizerische Besatzung in Ermatingen, überwältigten sie und zogen beutebeladen ab. Bald aber standen 2000 Eidgenossen im Schwaderloch versammelt und stürzten sich todesmutig auf den Feind, der nicht nur die Beute, sondern auch sein ganzes Geschütz zurückließ und eilig in die Stadt floh.

29. Die Schlacht bei Fraßenz, April 1499.

Die Bewohner von Vorarlberg waren unterdessen wieder von den Schweizern abgefallen. Um sie dafür zu züchtigen, wurden sie unaufhörlich mit Einfällen belästigt. Die Kriegsknechte des Freiherrn Ulrich von Sax zeichneten sich dabei durch ihre Verwegenheit besonders aus. Nun aber errichteten

*) Siehe Nr. 31 im Abschnitt „Feststücke“.

die Kaiserlichen hinter der Felsenklamm von Feldkirch, bei dem kleinen Dorfe Kraßtenz, ein festes Lager; in dieses legten sie 14,000 Mann. Sie wollten von da aus recht viele Ausfälle machen und die Schweizer ermüden. Auf ihren Raubzügen gingen Gams, Sax, Haag, Salez und ein Theil von Sennwald in Flammen auf.

Die Schweizer machten verschiedene Versuche, den Feind aus dem Lager herauszulocken, doch vergeblich; nun beschloßen sie den Angriff. Sie schickten ihren Brüdern am Rhein einige tausend Mann zu Hilfe. Zweitausend Sarganser und Urner bekamen den Auftrag, zur Nachtzeit den Berg Lanzengast zu ersteigen und von hinten in das Lager einzufallen. Der Berg war wohl besetzt, und sie fanden dort oben heftigen Widerstand; doch er wurde überwunden. Nun schritten die 2000 thalwärts. Auch die übrigen Eidgenossen waren unterdessen vorgeedrungen. Die Österreicher sahen sich genötigt, ihr Lager zu verlassen. An der Ill stellten sie sich zur Schlacht auf. Ihre Büschenschützen, 600 an der Zahl, brannten zuerst die Salven los. Heinrich Wolleb von Uri, der Feldhauptmann der Eidgenossen, befahl seinen Leuten, daß sie sich zur Erde niederbücken sollen. So gingen alle Schüsse über ihre Köpfe fort; einzig Wolleb war stehen geblieben und fiel tödtlich getroffen nieder. Die Büchsen waren nun unschädlich; denn es mußte mindestens eine Stunde verstreichen, sie wieder schußbereit zu machen. Die Schweizer schritten also mutig zum Angriff. Der Feind leistete verzweifelte Gegenwehr. Doch sie war vergeblich; 3000 deckten in kurzer Zeit das Schlachtfeld, ungezählte wurden in die Ill gesprengt.

Mit großer Spannung wartete man in Feldkirch auf den Ausgang der Schlacht. Der erste tote Krieger, der vom Wasser dahergetragen wurde, war ein Schweizer; das hielt man für ein gutes Zeichen. Aber bald kamen weit mehr Österreicher, und bange Sorge trat an die Stelle der Freude. Da erschienen Flüchtlinge und meldeten die Niederlage. Nun gingen Priester, Weiber und Kinder den Siegern in feierlicher Prozession entgegen. Auf den Knien baten sie um Schonung.

Die Eidgenossen fühlten Mitleid mit den Armen, deren Männer, Väter und Brüder sie im Kampf erschlagen hatten; sie begnügten sich mit einer Brandschatzungssumme von 8000 Gulden. Dann zerstörten sie die Schanzen bei Frastenz und zogen wieder über den Rhein zurück.

30. Die Schlacht an der Kalbenklause, Mai 1499.

Ein ähnliches Lager hatten 15,000 Tiroler im Münsterthal errichtet. Auch sie unternahmen von hier aus zahllose Einfälle. Bei einem solchen trafen sie in Schleinz die „mutige Bündnerin“ in der Küche; sie war im Begriffe, ein großes Leichenmahl zu bereiten. „Für wen kochst du da?“ fragten sie. Die Frau antwortete: „Für die Eidgenossen, die im Anzuge sind!“ Erschrocken weichen die Krieger zurück. Sie läuft nach der Kirche und meldet den unangenehmen Besuch. Die Männer geben ihm mit den Waffen das Geleit über die Grenze des Landes. Aber nicht jeder Einfall konnte so glücklich abgewehrt werden. Ein andermal trieben die Tiroler den Bündnern 6000 Stück Vieh weg. Dieser Raubkrieg mußte eine große Hungersnot im Gefolge haben. Wirklich starben viele Leute vor Mangel, und man sah Kinder auf den Wiesen das Gras abweiden.

Die Bündner hatten auf eidgenössische Hilfe gehofft; aber da der Krieg an allen Ecken und Enden zugleich geführt werden mußte, hatte jeder Ort zu sich selbst zu sehen. Da rafften sie sich auf, das Lager mit eigener Kraft anzugreifen. 2000 Mann bestiegen nachts den Schleinigerberg, um den Feind im Rücken zu fassen, während die Hauptmacht, 4300 Mann, thalabwärts vorrücken mußte. Es scheint, daß das verabredete Zeichen unten nicht beachtet wurde. Mutig griffen jene 2000 den Feind an, aber fünf volle Stunden mußten sie allein gegen die dichten Haufen anstürmen. Endlich kam die Hauptmacht unter Dietrich Freuler von Schams. Freilich, Arbeit war immer noch genug vorhanden; es galt, die Schanzen von vorn zu erstürmen, was manchem Tapferen das Leben kostete.

Hier fiel Benedikt Fontana, der Anführer der Gotteshausleute. Er war am Unterleib stark verwundet, so daß die Gedärme hervorquollen. Diese hielt er mit der einen Hand zurück, mit der andern führte er noch eine Zeitlang das Schwert. Dann aber sank er sterbend hin und rief: „Wacker dran, meine Jungen! Erschrecket nicht über meinen Fall; ich bin ja nur ein Mann! Heute freie Bündner oder nimmermehr!“

Wie grimmige Löwen hieben die Bündner drein; sie wollten zeigen, daß sie der eidgenössischen Freundschaft würdig seien. Der Feind räumte das Lager; er ließ das Landesbanner und 15 Kanonen den Siegern als Beute zurück. Bis weit ins Etschthal hinunter ging die wilde Jagd. Fünftausend Österreicher bedeckten das Schlachtfeld.

31. Die Schlacht bei Dorneck, Juli 1499. Der Friede.

Nun erschien der Kaiser selbst auf dem Kampfplatz. In Konstanz sammelte er ein großes Heer. Die Schweizer verlegten ihre Hauptmacht ins Schwaderloch.

Unterdessen fiel Graf Heinrich von Fürstenberg mit 14,000 Landsknechten und 2000 Rittern in solothurnisches Gebiet ein. Bei Dorneck schlug er ein Lager auf, in dem es sehr toll herging. Der Leutpriester von Straßburg hatte die Mannschaft gewarnt mit den Worten: „Ziehet nicht gegen die Eidgenossen! Und wenn ihr ziehen wollt, so müßt ihr euch nicht rüsten, als wenn ihr gen Baden ins Bad wolltet, sondern mit männlichen Herzen, guten, langen Spießen, mit Hellebarden und Büchsen, und dazu habet Gottesfurcht vor allen Dingen!“ Aber der Graf spottete: „Es wird doch nicht Schweizer schneien; sie stehen ja alle am Schwaderloch!“

Und doch schneite es diesmal Schweizer. Die Solothurner schickten ihre Hilfen ab; in kurzer Zeit kam ihnen Hilfe von Bern und Zürich. Am Mittag des 22. Juli waren 4000 Krieger beisammen und sahen von der Schartenfluh aus das Treiben im Lager des Feindes. Unvermerkt stiegen sie den bewaldeten Abhang hinunter und brachen dann plötzlich hervor.

Die Feinde saßen bei Tisch, spielten und tranken; andere badeten in der Birz. So wurden viele völlig wehrlos erschlagen. Fürstenberg selbst fiel beim ersten Angriff. Aber nach und nach erholten sich die Ritter und Landsknechte von ihrem Schrecken. Der Tag neigte sich, und noch war der Sieg nicht entschieden. Da kamen 1200 Luzerner und Zuger. Feige Flüchtlinge wollten sie zur Umkehr veranlassen; denn es sei alles verloren. Sie aber sprachen: „Wir wollen zu unsern treuen, lieben Eidgenossen Leib und Leben setzen. Sind sie auch, wie ihr sagt, überwältigt, so werden sie den Feind dermaßen geschwächt haben, daß wir sie rächen können!“ So drangen sie eilig vorwärts und entschieden den Kampf. Die Schweizer hatten 600 Tote, der Feind wohl fünfmal so viel.

Das war die letzte Waffenthat im Schwabenkrieg, der wenig mehr als ein halbes Jahr gewährt hat. Der Kaiser sah sich nun genötigt, mit den „Rühern“ zu unterhandeln. Hochmütig hielt er auch jetzt noch seine Forderungen aufrecht, aber die Eidgenossen willigten in gar nichts. Zwar verzichteten sie auf alle Eroberungen und verlangten nur, daß Konstanz die hohe Gerichtsbarkeit über den Thurgau abtrete. Auf dieser Grundlage kam im September des gleichen Jahres der Friede zustande.

Die Freundschaft mit Graubünden war eine feste geworden, und kurz nachher (im Jahre 1501) traten Basel und Schaffhausen in aller Form dem Schweizerbund bei. Als dann 12 Jahre später auch Appenzell als gleichberechtigtes Glied in den Bund aufgenommen wurde, war die dreizehnörtige Eidgenossenschaft zu ihrem Abschluß gelangt. Die Schweiz hatte jetzt ihre völlige Unabhängigkeit erkämpft und stand auf dem Gipfel ihrer Macht und ihres Ansehens.

32. Ergebnisse.

Aus kleinen Anfängen ist der Schweizerbund entstanden; Uri, Schwyz und Unterwalden legten den Grund zu demselben im Jahre 1291. Das Haus Habsburg stand ihm heftig entgegen.

Die erste Waffenthat geschah am Morgarten, 1315.

Als vierter Ort trat Luzern dem Bunde bei, 1332. — Sieben Jahre später schlugen die Berner den westschweizerischen Adel aufs Haupt (Laupen, 1339).

Zürich reizte Österreich durch die Einführung der Zunftverfassung und die Zerstörung von Rapperswil. Es suchte Hilfe bei den Eidgenossen und trat im Jahre 1351 in ihren Bund.

Nun eroberten die Eidgenossen Glarus und Zug (1352), und als im folgenden Jahre auch Bern dem ewigen Bunde beitrug, war die achtörtige Eidgenossenschaft abgeschlossen.

Die Kämpfe bei Sempach (1386) und Näfels (1388) sicherten alle bisherigen Erfolge.

Am Anfang des 15. Jahrhunderts machten sich die Appenzeller frei vom Stift St. Gallen (Vögelinslegg, 1403; Stoß, 1405).

Die Eidgenossen erwerben Untertanenlande, die italienischen Vogteien, den Aargau (1415), den Thurgau (1460).

Nach dem Tode des Grafen Friedrich von Toggenburg bricht der alte Zürichkrieg aus (St. Jakob an der Sihl, 1443; an der Bris, 1444; Ragaz, 1446).

Übermütig stürzen sich die Eidgenossen in den Burgunderkrieg und schlagen Karl den Kühnen bei Héricourt 1474; bei Grandson und Murten, 1476; bei Nancy, 1477.

Auf der Tagzählung zu Stans (1481) werden Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen; der Bruderkrieg wird notdürftig beigelegt. Daß es aber an manchen Orten wild gährt, beweisen Waldmanns Sturz und der Klosterbruch in Rorschach, 1489.

Das Jahrhundert schließt mit dem Schwabenkrieg, der die Schweiz von dem deutschen Reiche löstrennte. Schlachten: Frastenz, Kalvenklause, Dorneck, 1499.

Basel und Schaffhausen wünschen und erhalten den Eintritt in den Schweizerbund im Jahre 1501, Appenzell 1513. Damit hat die dreizehnörtige Eidgenossenschaft ihren Abschluß erreicht.

Dritter Abschnitt.

Naturkunde.

1. Veilchens Frühlingsgruss.

(Zierpflanzen.)

O sanfter, süsser Hauch!
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Veilchen auch.

(Uhland.)

1.*) Der Frühling wandelt wieder über die neuerwachende Erde. Mit Wehmut gedenkt er all seiner lieben Kinder, die unter der Schneedecke schlummern. Gar manche feste Eisburg, welche der trotzige Winter aufgebaut, steht noch da. Doch der Frühling ist voll Glauben an seinen baldigen Sieg und ruft nun seinen Kindern, den Pflänzchen gross und klein. Auf den ersten Ruf schon erwacht das Schneeglöcklein. Es erhebt sein weisses Köpfchen und läutet in zarten Tönen dem Winter zu Grabe, dem Frühling zum Leben. Da spriesst das junge Gras empor; es streckt und reckt sich und strebt durch dürres Laub an das Sonnenlicht. Auch das Märzveilchen hat des Silberglöckleins Ton vernommen und erwacht. Noch schlafen die Bäume und Sträucher, unter deren Schatten das Veilchen letzten Sommer im Verborgenen blühte. Bescheiden senkt es daher sein blaues Köpfchen zwischen die grünen, breiten Blätter. Doch vergebens sucht es sich zu verbergen. Dort wandert eine lustige Kinderschar, die vom ersten Frühlingsgruss in den Wald gelockt worden. Die Kinder entdecken das duftende Veilchen und pflücken jubelnd das zarte Blümchen. Sie sammeln nun ein Sträusschen für die Grossmutter, die nicht mehr in den Wald gehen kann. Wie freut sie sich dieser ersten, lieben Frühlingsboten! Zum Dank erzählt sie nun ihren muntern Enkeln allerlei Wunderdinge von dem schönen Veilchen.

*) *Anmerkung.* Auch diejenigen Pflanzen und Tiere, welche im naturkundlichen Teil bloss mit Namen aufgeführt sind, sollen in natura oder in Abbildungen vorgezeigt und kurz beschrieben werden.

2. Das wohlriechende Veilchen, auch Märzveilchen genannt, hat einen sehr kurzen Stengel. Dieser treibt nach allen Seiten kriechende Zweige, *Ausläufer*, welche wieder Wurzeln schlagen und Blätter und Blüten tragen. Auf diese Weise vermehrt sich das Veilchen sehr rasch. Ein einzelnes Pflänzchen kann während eines Sommers zu einer ganzen Pflanzengruppe anwachsen. Die Blätter sind herzförmig; die Blüte besitzt 5 Kelchblättchen und 5 dunkelblaue, wohlriechende Blumenblätter. Das unterste derselben ist *gespornt*. Diese ersten Blüten tragen keine Früchte. Im Sommer erscheinen zum zweitenmal Blüten; diese sind klein und unscheinbar; aber aus ihnen entwickelt sich eine *dreifächerige Kapsel*, welche viele braune Sämchen enthält. Der Veilchen-duft rührt her von einem feinen Öl, welches vom Pflänzchen bereitet und in die Blumenblätter abgelagert wird. Alle wohlriechenden Pflanzen bereiten solch ein feines Öl, aber jede Pflanze wieder ein anderes. Aus dem Veilchen bereitet man das *Veilchenöl*, aus den Rosenblättern das *Rosenöl* u. s. f.

3. Das Märzveilchen hat in unsern Gärten eine liebliche Schwester. Es ist das dreifarbig-e Veilchen oder Stiefmütterchen. Durch besondere Pflege und Sorgfalt ist es dem Menschen gelungen, daraus viele hundert Abarten zu ziehen.

Im Mai und Juni prangen die „Gedenketli“ oder „Denkeli“ (Pensées) in allen Farben, vom reinsten Weiss bis zum tiefsten Blau, und schmücken die Gartenbeete auf das schönste.

Pflanzen, die man nicht eines bestimmten Nutzens wegen hegt und pflegt, sondern nur ihrer schönen Farben oder ihrer Wohlgerüche wegen, heissen Zierpflanzen. Das „Gedenketli“ ist eine solche Zierpflanze. Es ist ein Glück für den Menschen, dass man nicht alles nur nach dem Nutzen schätzt und wertet. Nach des Tages schwerer Arbeit erfreuen wir uns der Farbenpracht und des Duftes unserer Blumen im Garten. In Stunden der Freude und der Trauer flechten wir Kränze aus Laub und Blumen und weben unsere Gefühle mit hinein.

Das trauernde Kind windet seiner verstorbenen Mutter einen Kranz aus Immergrün. Wie fühlt es sich gestärkt, wenn es den frisch bekränzten Grabeshügel der Heimgegangenen verlässt!

Auf den Geburtstag von Vater oder Mutter sammelt das dankbare Kind einen schönen Blumenstrauss. Gar mannigfaltige Blümchen sind darin. Jedes soll den Eltern etwas sagen: das eine spricht von kindlicher Liebe und Freude, ein anderes von Dankbarkeit und frohen Hoffnungen, noch ein anderes von Unschuld und Bescheidenheit. Denn jedes Blümchen hat eine Sprache; es kommt nur darauf an, dass wir sie verstehen.

Im Winter, wenn alle Blumen in Feld und Wald unter Eis und Schnee erstarrt liegen, da pflegen wir unsere Lieblingspflanzen in Töpfen und stellen sie an das Fenster. Sie erheitern uns den langen Winter und erinnern uns an die frohen, sonnigen Tage des Sommers.

So gleichen unsere Zierpflanzen dem Lied, das wir singen, und das uns in Freud und Leid das Herz erleichtert.

Aufgabe: Schreibet die Namen aller Zierpflanzen auf, die ihr kennt!

2. Der Kirschbaum.

(Fruchtbäume.)

1. Wir treffen den Kirschbaum oft mitten im niedern Gehölz des Waldes. Dieser *wilde* Kirschbaum trägt aber nur kleine, wenig schmackhafte Früchte. Wollen wir die grosse, süsse Kirsche vom stolzen, hochgewachsenen Kirschbaum pflücken, so müssen wir jenes wilde Kirschbäumchen aus dem Waldesdickicht in unsere Obstgärten, Äcker und Wiesen versetzen. Die wilden Zweige werden abgeschnitten, und das Reis eines edlen Kirschbaumes wird sorgfältig darauf gepflanzt. Nach etwa 20 Jahren erhalten wir dann den wohlausgewachsenen und veredelten Kirschbaum. Auf solche Weise werden auch die andern Obstbäume veredelt. Der Mensch muss der Natur zu Hilfe kommen, wenn er ernten will.

2. Der Kirschbaum hat eine starke, weitverzweigte Hauptwurzel oder Pfahlwurzel. Sie verzweigt sich zuletzt in feine, nur fadendicke Saugwürzelchen. Diese durchsuchen das Erdreich nach Nahrung. Dünger, Erde, ja kleinere Steinteile werden vom Regenwasser aufgelöst und nun von jenen Würzelchen aufgesogen. *Die Wurzeln können nur flüssige Nahrung aufnehmen.* Wenn der Pflanze das Wasser fehlt, so muss sie absterben.

Der 4—6 dm dicke Stamm des Kirschbaumes gleicht in seinem innern Baue dem des Apfelbaumes. Unter der glatten Borke, welche im Alter rissig wird, liegt der *zähe Bast*. Dann folgt das weiche *Splintholz*, dann das rötliche *Kernholz* mit den Jahrringen. In der Mitte ist das *Mark*. In einer Höhe von 2—3 m verzweigt sich der Stamm zu einer schlanken Krone. Die Blätter sind gestielt, eiförmig; der Rand ist gezähnt. Die Blüten stehen in Büscheln beisammen und sitzen auf dünnen Stielchen. Der Kelch ist einblättrig mit fünf Zipfeln. Die 5 weissen, rundlichen Blumenblätter schliessen 12—20 Staubfäden ein. In der Mitte der Blüte befindet sich der grüne, rundliche Fruchtknoten mit einem einzigen Griffel. Wenn der Kirschbaum in seinem schneeweissen Blütenschmucke steht, so wird er von gar vielen Insekten besucht. Diese befördern die Befruchtung. Bald fallen die weissen Blumenblätter ab, und der Fruchtknoten entwickelt sich in wenig Wochen zur schön glänzenden Kirsche. Ein zartes Häutchen schliesst das süsse, saftige Fleisch ein. Dieses ist bald gelb, bald rot, bald schwarz, je nach der Abart. Innerhalb des Fleisches liegt der *Stein*. Zerbrechen wir die harte Schale des Steins, so finden wir den bitter schmeckenden Kern. Dies ist der Same, aus dem sich ein junger Kirschbaum entwickeln kann. Der aus dem Kern wachsende Kirschbaum ist aber ein wilder und muss veredelt werden.

Die Kirsche ist eine gesunde Frucht, die jedermann gerne isst. An manchen Orten bereitet man daraus den Kirschbranntwein, der gewöhnlich auch das Gift der Kirschkerne ent-

hält. Der Stamm des Kirschbaumes liefert für Schreiner und Drechsler ein rötliches, zähes *Werkholz*.

3. Apfelbaum und Kirschbaum zählen zu den *Fruchtbäumen*. Der hauptsächlichste Unterschied beider liegt in der Frucht. Der Apfelbaum liefert Kernobst und ist daher ein *Kernobstbaum*. Der Kirschbaum dagegen hat Steinobst und ist also ein *Steinobstbaum*.

Sämtliche Obstbäume sind dem Menschen von grossem Nutzen. Er pflegt sie daher in Gärten und Feldern. Die wilden Stämmchen werden veredelt und versetzt, dann gedüngt und von Zeit zu Zeit gereinigt. Je sorgfältiger die Pflege, desto reichlicher und vollkommener die Früchte!

Kernobstbäume: Apfelbaum, Birnbaum, Quittenbaum.

Steinobstbäume: Kirschbaum, Pflaumen-, Zwetschggen-, Aprikosen-, Pfirsichbaum, Schlehen.

Aufgabe: Vergleicht den Apfelbaum mit dem Kirschbaum!

3. Die Wiese.

(Futterkräuter.)

1. Der Kampf zwischen Frühling und Winter hat ausgetobt. Grollend zieht sich der Winter zurück in die höchsten Alpenthäler, in die ewigen Eisburgen der Gletscher. Doch auch hier noch lässt er die armen Menschenkinder seinen Zorn fühlen. Donnernd schickt er verheerende Lawinen zu Thal. In kalter Frühlingsnacht schleicht er sich sogar bis in die Ebene und verwandelt den milden Tau in Reif, welcher die zarten Kinder des Frühlings tötet. Doch der Frühling ruft neue Pflänzchen ins Leben. Der Buchenwald ist mit zartem Laub bekränzt. In allen Hecken und Gebüschcn grünt's und blüht's, dass es eine Freude ist. Die Obstbäume stehen in vollem Blüteschmucke da, und in ihren Zweigen wiegen sich die Vögel. Sie singen, spielen und bauen ihre Nester. Über allem wölbt sich der sonnige, lachende Himmel. Die ganze Natur gleicht einem Paradiese. Wer könnte da noch in der engen Stube bleiben? Ziehen wir darum heute hinaus in die blühende, singende und schaffende Natur!

2. Links und rechts der Strasse ziehen sich die bunten *Wiesen* hin. Unzählige Blümlein und Kräutlein prangen hier und weben sich zu einem vielfarbigen Teppich. In magern, feuchten Wiesen herrscht zum Verdruss des Landwirts der gelbe *Hahnenfuss* vor. Er überwuchert hier die zarten Pflänzchen, taugt aber selbst nichts; denn er enthält scharfe, giftige Säfte. In fetten, gutgedüngten Wiesen dagegen bildet der *Löwenzahn* einen gelben Teppich. Da finden wir ferner die grosse *Wucherblume* und das bescheidene *Gänseblümchen*, das saftige Kraut der *Bärenklaue* und die hohen Stengel des *Kerbels*. Noch viele hundert andere Pflanzen, klein und gross, wachsen auf der Wiese. Wir fassen sie alle zusammen unter dem Namen *Futterpflanzen*. Diese sind für den Landwirt von grosser Bedeutung; denn sie liefern für sein Vieh das Grünfutter im Sommer, Heu und Emd für den Winter.

Die Wiese wird daher sorgfältig gepflegt und gedüngt. Die schädlichen Pflanzen werden ausgerottet; das Bodenwasser wird abgeleitet; dagegen leitet man gerne das frische Wasser der Bäche auf die Wiesen.

Früher hatte man nur *Naturwiesen*. Ohne Zuthun des Menschen entspringen in denselben aus den Wurzelstöcken Futterpflanzen aller Art: Löwenzahn, Bärenklaue, Kerkel, Hahnenfuss, Dotterblume, Gräser u. s. f.

In neuerer Zeit legt man häufig *Kunstwiesen* an. In altes Ackerfeld säet man die Samen verschiedener Futterpflanzen: Klee, Luzerne, Esparsette, Raigras, Mais u. a. m. Nach einigen Jahren müssen die Kunstwiesen wieder in Ackerfeld umgewandelt werden. Man pflanzt dann wieder Weizen, Hafer oder Kartoffeln. Durch diesen Wechsel in der Anpflanzung gewinnt man reichere Ernten. Diese Erscheinung ist leicht zu erklären. Nicht alle Pflanzen ziehen die gleiche Nahrung aus dem Boden. Der Weizen z. B. findet nach zwei oder drei Ernten keine Stoffe mehr im Boden, um daraus das nahrhafte Samenkorn zu bilden. Wohl aber fände der Klee noch alles, was ihm dienlich ist. Darum säet man jetzt Klee in den

Weizenacker und baut den Weizen in ein anderes Feld. Es verhält sich eben mit dem Erdreich, wie mit uns Menschen. Eine und dieselbe Verrichtung ermüdet uns mehr, als wenn wir in der Arbeit abwechseln können.

So kann der denkende Mensch der Natur nachhelfen und ihr reichere Ernten abgewinnen. Nicht umsonst hält uns der Lehrer in der Schule immer zum Denken an.

Aufgabe: Sammelt 10 verschiedene Wiesenblumen und schreibt ihre Namen auf! Gebt von jeder eine Eigenschaft an!

4. Der Löwenzahn.

1. Der Löwenzahn ist eine der häufigsten Wiesenpflanzen. Seine 3 dm lange Pfahlwurzel ist ausdauernd. Der eigentliche Stengel ist sehr verkürzt. Er sitzt unmittelbar auf der Wurzel und wächst nicht in die Höhe. Er sendet nach allen Seiten bodenständige Blätter, welche einen zierlich geordneten Kreis bilden. Man heisst einen solchen Stand der Blätter eine *Blattrosette*. Der Mittelnerv des einzelnen Blattes ist sehr stark, unten gewölbt. Der Blattrand ist unregelmässig, scharf gezackt und zerschnitten. Sämtliche Blätter enthalten einen bitter schmeckenden Milchsaft. Sind sie noch jung und zart, so kann man daraus einen gesunden Salat bereiten. Versetzt man den Löwenzahn in den Keller, wo das Sonnenlicht nicht hin- kommt, so bleiben die Blätter weiss. *Die grüne Farbe der Pflanze, das Blattgrün, kann sich nur am Sonnenlicht bilden.* (Kartoffelkeime im Keller und Spargelstengel unter der Erde bleiben daher weiss.)

Der hohle, glatte Blütenstiel ist ein Schaft, weil er blätterlos ist. Aus ihm flechten die Kinder Ketten (Ketteleblume). Am Ende des Schaftes steht das Blütenkörbchen. Dasselbe ist aus dem flachen Blütenboden und aus den grünen Kelchblättern gebildet. Innen im Körbchen stehen zahllose einzelne Blüten auf dem gemeinsamen Boden in schön geordneten Reihen. Jedes einzelne Blüthen besitzt zu unterst



einen Fruchtknoten mit einem kurzen Stiel. Dieser trägt einen *Haarkranz*. Es ist dies der verkümmerte Kelch der einzelnen Blüte, welcher überflüssig geworden ist; denn sämtliche Einzelblüten sind durch einen gemeinsamen *Hüllkelch*, das Körbchen, geschützt. Der Haarkranz dient später dazu, den reifen Samen in alle Winde zu zerstreuen. Über demselben ist die gelbe Blumenröhre angewachsen. Sie läuft oben in eine lange, schmale Zunge aus. Der Griffel geht durch die Blumenröhre hinauf und endet oben in einer gabeligen Narbe. Die Staubbeutel sind rings um den Griffel zusammengewachsen. (Das vorstehende Bild zeigt eine einzelne Blüte des Löwenzahns.)

2. Wäre das winzige Blütchen allein auf einem Kelche, so vermöchte es die Insekten kaum anzulocken. Darum haben sich die Blüten zu Tausenden in ein Körbchen zusammengesellt. Fortwährend klettern nun die Insekten in der geöffneten Blume herum. Besonders die Biene ist ein häufiger Gast des Löwenzahns. Sie holt hier nicht Honig, wohl aber Blütenstaub für die Jungen. Habt ihr die gelben Höschen an ihren Hinterfüssen noch nie gesehen? Ihr haariger Leib ist oft ganz gelb bestäubt. Indem sie nun auf den Blüten herumkrabbelt, streift sie zufällig den Blütenstaub an der gabeligen Narbe ab. Auf diese Weise wird die Blüte befruchtet.



*Durchschnittenes
Blütenkörbchen.*

Nun fallen Zungenblüte und Griffel ab. Der grosse Kelch schlägt sich zurück, und der Blütenboden wölbt sich nach oben. Die zahllosen Sämchen, die er trägt, besitzen auf einem Stielchen einen zierlich ausgebreiteten Haarkranz. Mit Hilfe dieser Flügel erhebt sich das Sämchen beim leisesten Windzug in die Luft und schwebt oft weite Strecken hin. Die Kinder haben jetzt ihre besondere Freude am „Liechtl“ ausblasen. Sie wissen nicht, dass sie mit ihrem Spiel der Natur bei der wunderbaren Ausbreitung der Pflanzen behilflich sind.

5. Die Föhre. (Holzpflanzen.)

1. Der Wald.

- | | |
|--|--|
| <p>1. Früh morgens, eh' die Hähne kräh'n,
 eh' noch der Wachtelruf erschallt,
 eh' wärmer all die Lüfte weh'n,
 vom Jagdhornruf das Echo schallt:
 dann gehet leise, nach seiner Weise
 der liebe Herrgott durch den Wald.</p> | <p>2. Die Quelle, die ihn kommen hört,
 hält ihr Gemurmel auf sogleich,
 auf dass sie nicht in Andacht stört
 so gross als klein im Waldbereich.
 Die Bäume denken: „Nun lasst
 uns senken
 vorm lieben Herrgott das Gesträuch.“</p> |
|--|--|

3. Die Blümlein, wenn sie aufgewacht,
 sie ahnen auch den Herrn alsbald;
 sie schütteln rasch den Schlaf der Nacht
 sich aus den Augen mit Gewalt.
 Sie flüstern leise ringsum im Kreise:
 „Der liebe Gott geht durch den Wald.“

In solchen und vielen andern schönen Liedern besingen die Dichter die Schönheit und Pracht des Waldes. Wie gerne ziehen wir hin in die grünen, stillen Hallen! Wir lagern uns in weiches Moos; wir lauschen der munteren Quelle, die geheimnisvoll im Waldesgrunde entspringt; wir schauen hinauf in das grüne Dach und erblicken kaum den blauen Himmel. In zahllosen Reihen, wie alte Soldaten, stehen sie da, die stolzen Waldbäume.

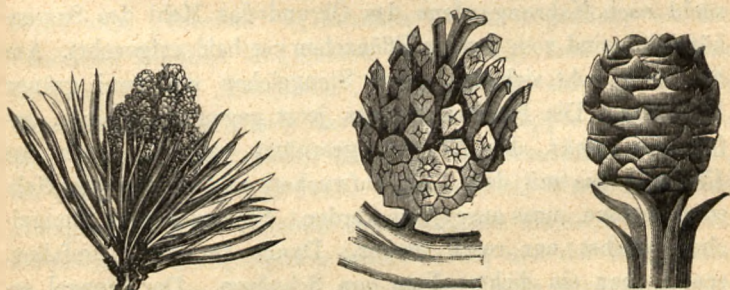
Hier erhebt sich die schlanke *Fichte* (Rottanne), dort breitet die *Weisstanne* ihre Aste aus. Mitunter treffen wir auch die *Föhre* mit ihren abgestorbenen untern Ästen und die *Lärche* mit ihren hellgrünen, büschelig geordneten Nadeln.

2. Die Föhre.

Die Föhre oder Kiefer (Dähle) ist ein Nadelholzbaum. Sie kommt bald in dichten Waldbeständen, bald einzeln an sonnigen Bergabhängen vor. Ihre starken *Wurzeln* klammern sich oft an den nackten Fels und dringen mit Gewalt in dessen Risse. Daher besitzt der Baum grosse Festigkeit gegen Sturm und Wetter. Der *Stamm* der Föhre ist schlank und hoch. Die Rinde ist unten braun und borkig, oben glatt und gelb. Im dichten Waldbestande sterben die unteren Aste aus Mangel an Sonnenlicht ab. Nur der Wipfel trägt grüne Äste. Die einzeln stehende

Föhre dagegen entwickelt starke, herabhängende Astquirle. Sie wird in einsamen Bergweiden für das Vieh zur *gefährlichen* „Schirmtanne“.

Die nadelförmigen, immergrünen *Blätter* stehen immer zu zwei in einer Scheide rings um die Zweige. Die Föhre hat zweierlei Blüten. Auf den einen Zweigen stehen die *Staubgefässblüten*. Es sind dies gelbe Kätzchen, die im Mai erscheinen. Sie enthalten sehr viel Blütenstaub. Bei jeder Bewegung der Äste fliegt er davon, wie eine Wolke. Er gelangt dabei zu den *Stempelblüten*. Dies sind abwärtsgeneigte, grüne Zäpfchen. Nur während der Zeit der Bestäubung stehen sie aufrecht. Erst im folgenden Jahre entwickeln sich hieraus graubraune, holzige Zapfen. Die harten Schuppen klappen endlich auf, und aus dem Grunde jeder Schuppe fällt ein zweiteiliger, geflügelter Same. Gar viele Sämchen dienen allerlei Tieren, besonders dem Eichhörnchen, zur Nahrung. Die Föhre hat aber eine so grosse Zahl von Samen erzeugt, dass immer einige von ihnen zum Keimen kommen. Nach 60—70 Jahren hat sich aus dem Samen wieder eine grosse, ausgewachsene Föhre entwickelt.



Staubgefässblüte der Kiefer.

Entwickelter Fruchtsapfen.

Stempelblüte der Föhre.

Wie kommt es, dass dieser grosse Baum nur so kleine, unscheinbare Früchte erzeugt? Offenbar verwendet die Föhre ihre Säfte grösstenteils für etwas anderes. Sie bildet nämlich alljährlich einen neuen Ring von *Holz*. Dieser Jahrring umfasst den ganzen Stamm und reicht von unten bis oben. Zu oberst wächst der Stamm alljährlich um ein Glied in die Höhe. So verwandeln sich die Säfte der Föhre nicht in geniessbare Früchte,

sondern in hartes Holz. Die Föhre ist daher eine *Holzpflanze*. Ihr harzreiches Holz ist gleich vorzüglich als *Brennholz*, wie als *Bauholz*. Das harzige Wurzelholz liefert den Kien, mit dem unsere Vorfahren ihre Wohnräume beleuchteten.

Aufgabe: Schreibet die Namen der Pflanzen auf, die uns vorzugsweise durch ihr Holz nützen.

6. Der Flachs.

(Gewebepflanzen.)

1. Der Flachs oder Lein ist eine Gespinstpflanze und wurde, wie der Weizen und die Lilie, aus dem fernen Asien zu uns verpflanzt.

Das Flachsfeld, das vor Einführung der wohlfeilen Baumwolle bei keinem Bauerngute fehlte, wird im Frühjahr bestellt. In das gutgedüngte und gelockerte Erdreich wird der braune, platte, ölhaltige Samen ziemlich dicht ausgestreut. Die Feuchtigkeit der Erde zersprengt die braune Hülle, und die Sonnenwärme lockt bald das zwischen den zwei Samenlappen liegende Keimchen hervor. Das Würzelchen dringt in die Erde und sucht nach Nahrung; denn das Öl und das Mehl des Samenkörnleins sind vom jungen Pflänzchen gar bald aufgezehrt. Aus der Erde hebt sich das junge Stengelchen mit zwei grünen Blättchen. Die Flachssaat muss jetzt gegen ein kleines, gefräßiges Insekt, den *Erdflöh*, geschützt werden. Auch das *Unkraut*, das mit dem Lein aufwuchert und diesem die Nahrung entzöge, muss ausgejätet werden. Stengelchen an Stengelchen wächst nun rasch empor. Damit sie nicht umfallen, spannt man ein dichtes Netz von Schnüren. Der Stengel erreicht eine Höhe von etwa 6 dm.; oben verzweigt er sich. Er ist mit kleinen, lanzettförmigen Blättchen reich besetzt. Im Juni entfalten sich an der Spitze der Stengel die Blüten. Aus einem 5-blättrigen, grünen Kelche hebt sich die 5-blättrige Blumenkrone. Nur bei Sonnenschein öffnet sie sich den honigsuchenden Insekten. Bei Regenwetter schliesst sich das blaue Blümchen, wohl deshalb, damit das Regenwasser den Blütenstaub und das Honigtröpfchen am Grunde der Krone nicht

wegschwemmen könne. Von den 10 Staubfäden sind bloss 5 mit Staubbeutelchen versehen, die andern 5 sind „taub.“ Der Fruchtknoten trägt 5 Griffel. Er entwickelt sich zu einer kugeligen Kapsel. Diese enthält 5 Fächer und in jedem 2 Samen. Wenn also ein Stengel 10 Blüten entwickelt, so vermehrt sich der Flachs hundertfältig. Aus dem Samen presst man das *Leinöl*, welches besonders vom Maler zur Bereitung von *Ölfarben* benützt wird.

2. Der Hauptnutzen des Flachses liegt aber nicht im Samen, sondern im feinen, zähen Bast des Stengels. Im August, wenn der Flachs gelb wird, zieht man ihn mit der Wurzel aus. Nach Entfernung der Samenköpfchen wird der Flachs in Büschel zusammengebunden. Dann legt man dieselben in Teichen, sogenannten „Flachsrosen“ ins Wasser und beschwert sie mit langen Stangen und schweren Steinen. Durch dieses Verfahren, das „Rosen,“ wird der zähe, feste Bast teilweise vom Stengel getrennt. Nach längerer Zeit nimmt man die Bündel aus dem Wasser und breitet sie auf Wiesen aus. Regen und Sonnenschein lockern den Bast noch mehr vom Stengel; der letztere trocknet aus und wird dann sehr brüchig. Nun ist der Flachs bereit zum „Brechen“ („Rätschen“). In Gegenden, wo der Flachsbau heimisch ist (Kanton Bern), sieht man an schönen Herbsttagen die „Brecheten“. Sie machen sich schon von weitem bemerkbar durch das muntere Geklapper der Breche oder Rätsche. Auf freiem Felde ist die Brechhütte errichtet, wo der Flachs über dem Feuer geröstet wird. Wackere Frauen schlagen mit ihren Brechen emsig auf den dünnen Flachs; die zerquetschten Stengelsplitter fahren davon, und der zähe, feine Bast bleibt übrig. Der so gewonnene Flachs wird nun noch gehechelt und dann gesponnen. Früher, als Eisenbahn und Dampfschiff noch nicht die Welt durchkreuzten und uns noch keine fremdländischen Tücher aus fernen Weltgegenden zuführten, gehörte das Spinnen zur beliebtesten Familienarbeit. Während die Frauen an den langen Winterabenden das Spinnrad schnurren liessen, erzählten die Männer allerlei heitere Geschichten, oder man sang zusammen ein altes Volkslied. Jetzt besorgen die Maschinen die Arbeit des Spinnens viel billiger

und besser; ein einziger Spinnstuhl kann ja mehr spinnen, als 500 Frauen es vermöchten. Darum kennt man Spinnstuben und Spinneten nicht mehr. Selbst das Grossmütterchen hat das Spinnrad weggethan. Das alte Sprichwort:

„Selbst geflickt und selbst gemacht,
Ist die beste Kleidertracht!“

ist in Vergessenheit geraten. Darum sagt man auch etwa: „Es ist nicht mehr die gute alte Zeit, da Königin Bertha spann.“

Aus dem Leinengarn verfertigt man verschiedene Gewebe: *Leinwand*, wenn sich die Fäden rechtwinklig kreuzen; *Drilich*, wenn sie schief übereinandergehen; *Damast*, wenn der kunstreiche Weber allerlei zierliche, schöne Figuren hervorbringt. Aus abgetragener Leinwand (Lumpen) verfertigt man das beste Papier.

3. Neben dem Flachs giebt es noch verschiedene andere *Gespinstpflanzen*. Der *Hanf* hat viel gröbere und stärkere Fasern und dient daher zu Zwirn, Schnüren, Seilen, Segeltuch. Der Stengel des Hanfs wird mannshoch. Die Blätter sind zusammengesetzt, 5—9zählig. Die Blüten haben keine Krone. Der eine Stengel entwickelt nur Staubgefässblüten (Fimmelhanf), der andere nur Stempelblüten (Samenhanf).

Aus dem Bast der Nessel, welche dem Hanf sehr ähnlich sieht, macht man das Nesseltuch. Aus den Fasern der Kokosnuss, einer Palmfrucht, werden Teppiche gewoben. Auch der Bast der Linde wird zu allerlei Geweben und Geflechten verarbeitet.

7. Der Weinstock.

(Getränkpflanzen.)

1. Der Weinstock liefert uns die herrlichste Frucht, die süsse Traube, aus der wir den Wein pressen. Diese edle Himmelsgabe ist aber nicht allen Ländern beschieden. In unserm Vaterland gedeiht der Weinstock nur an sonnigen Abhängen, zur Seite tiefgelegener Thäler, besonders auch den Seeufern entlang, wo die Winter mild und die Sommer warm sind. In warmen Ländern wächst er ohne besondere Pflege und erreicht die Grösse eines Baumes. Dort windet sich die Rebe von Baum zu Baum und herrlich prangen die grossen Trauben

aus dem grünen Blätterschmucke hervor. In unserm rauen Himmelsstrich gedeiht der Weinstock nur unter der sorgfältigsten Pflege. Ein junges, knospentragendes Reis einer alten Rebe wird in die Erde gesteckt. Bald schlagen aus dem im Boden befindlichen Teile der Reiser Wurzeln aus. Der obere Teil der Stecklinge treibt *Zweige*. Nach 3—4 Jahren ist der Rebstock so erstarkt, dass er Früchte trägt. Der Stamm dieser Strauchpflanze ist gekrümmt, knotig und von einer faserigen Rinde bedeckt. Im Mai, wenn die Obstbäume schon verblüht haben, öffnen sich die Knospen. Diese waren während der Winterkälte durch eine wärmende Hülle von wolligen Haaren geschützt. Kräftig schiessen jetzt die jungen Knospen hervor. Sie müssen öfters im Sommer aussen abgebrochen werden, damit sie der Frucht nicht zu viel Säfte entziehen. Die Blätter sind handgross, herzförmig und dreilappig. Anfangs Juni treten die unscheinbaren Blüten hervor. Dreissig bis fünfzig Blütchen bilden zusammen ein Träubchen. Jedes einzelne Blütchen hat 5 grünlich-weiße Blumenblättchen. Diese schliessen 5 Staubgefässe ein. Farbenpracht fehlt der Rebenblüte, dafür spendet sie wohlriechenden Duft. Das junge Träubchen ist gar manchen Gefahren ausgesetzt. Fröste, schädliche Insekten, Hagel oder lang andauernder Regen können es in der Entwicklung stören. Entrinnt es allen Gefahren, so reift es bis zum Herbst zur köstlichen Traube. Wie herrlich schmecken die goldgelben oder dunkelroten Beeren! Jede Beere schliesst in ihrem saftigen Fleisch zwei harte Sämchen ein.

2. Im Oktober, dem Weinmonat, beginnt die Ernte (Wimet, Leset). Winzer und Winzerinnen schneiden die Trauben aus dem gelbwerdenden Laubwerk. Nun werden die Trauben gekeltert oder gepresst. Der junge, süsse Wein wird in schmucken Fässern landauf und ab geführt. Im Keller beginnt er bald zu gähren. Zahllose kleine Luftbläschen entsteigen dem Weine. Am Boden des Fasses bilden sich die Weinhefe und der Weinstein, an der Oberfläche sammeln sich die Traubenreste. Bald ist die „Sauserzeit“ vorüber, und aus dem trüben, süssen Most ist ein goldklarer Wein geworden.

Der Wein ist das vornehmste Getränk. Mässig genossen, erfreut er das Menschenherz, giebt frohen Mut und frisches Blut. Kummer und Sorgen macht er vergessen. Im Übermass genossen, wirkt aber diese Himmelsgabe schädlich. Die Sinne werden verwirrt, der Kopf kommt in Taumel, und die Gesundheit wird zerstört. Mit Recht verabscheuen wir daher die betrunkenen Leute. Für Kinder passt der Wein nicht. Ihr Atem und Herzschlag sind sonst lebhaft genug, so dass der Weingenuss nur schädlich ist. Wasser und Milch sind für das Kindesalter die besten Getränke.

Ausser Wein bereitet der Mensch noch andere Getränke: *Kaffee* aus den Samen des Kaffeestrauches, *Thee* aus den Blättern der im fernen Asien wachsenden Theepflanze, *Bier* aus Gerste und Hopfen, *Most* aus Äpfeln und Birnen, *Syrup* aus allerlei Beeren.

3. Der Weinbau erfordert sehr viel Mühe und Arbeit. Der Rebmann findet vom frühesten Frühling an bis in den Spätherbst fast ununterbrochen Beschäftigung, als da sind: Lösen, Schneiden, Stickeln, Bogen krümmen, Anbinden, Düngen, Hacken, Läubeln, Heften, Zwicken, Jäten; dann „Wimmen“, Umlegen und Decken.

Es giebt circa 1400 Arten von Reben. Jedes Land hat seine besondern Rebarten und deshalb auch besondere Weine. Die geringen Sorten enthalten viel Säure, die guten dagegen viel Zucker und Weingeist. Je wärmer das Land ist, in welchem der Weinstock gebaut wird, desto mehr Zucker und desto weniger Säure enthält die Traube. Die Sonnenwärme vermag also die Säure in Zucker zu verwandeln.

Der Weinstock ist manchen Krankheiten unterworfen. Am gefährlichsten ist ihm aber die *Reblaus*, ein winziges Insekt. Zu Tausenden setzt es sich an die Wurzel fest, zernagt die Rinde und tötet so den Weinstock. Viel tausend Hektaren des schönsten Reblandes hat dieses unscheinbare Tierchen schon zerstört und dadurch unberechenbaren Schaden angerichtet. Sehr schädlich wirkt auch der falsche *Mehltau*.

8. Roggen und Mais, eine Vergleichung.

(Nährpflanzen.)

1. Roggen und Mais gehören, wie der Weizen, zu den Getreidearten. Der Roggen wurde seit undenkbaren Zeiten angebaut. Den Mais hingegen kennen wir erst seit kaum 400 Jahren. Kolumbus brachte ihn aus Amerika. Der Roggen gedeiht selbst noch in den hochgelegenen Alpenthälern, der Mais hingegen nur in den fruchtbaren Niederungen.

Beide Pflanzen entwickeln sich aus dem Samenkorn, wie der Weizen. Der Same bleibt beim Keimen ungeteilt. Es sind einsamen-lappige Gewächse. Roggen und Mais haben eine grosse Zahl gleich starker Nebenwurzeln. Der Stengel beider Pflanzen ist ein mannshoher Halm mit vielen Knoten. Der Roggenhalm ist schlank und schwach, innen hohl. Der Mais halm dagegen wird bis 3 cm dick und hat innen ein saftiges, zuckerhaltiges Mark. Die jungen Halme des Mais und des Roggens sind grün und saftig. Man kann sie daher zu Viehfutter verwenden. Zur Zeit der Reife haben sich die Halme in gelbes, hartes Stroh verwandelt, welches dem ungeniessbaren Holze gleicht. Auf diese Weise *verholzen* bei den meisten Pflanzen die alt werdenden Stengel und Blätter. Beide Pflanzen besitzen linealförmige Blätter, welche aus Knoten des Stengels entspringen und diesen in einer Blattscheide umfassen. Die Nerven beider Blätter sind gleichlaufend. Das Roggenblatt ist schmal und enthält schneidende, glasartige Körperchen. Das Maisblatt ist weich, ziemlich breit und wird bis 60 cm lang.

2. Blüte und Frucht beider Pflanzen sind ganz verschiedenen. Der Roggen hat eine Ähre. Die äussern Spelzblätter laufen in lange, zackige Grannen aus. Das Roggenkorn ist braunrot, länglich und klein. Oft entwickelt sich auf der Roggenähre das schwarze, giftige Mutterkorn. Dies ist eine Schmarotzerpflanze; denn sie zieht ihre Nahrung nicht selbst aus dem Boden, sondern aus den Säften des Roggens.

Der Mais hat, ähnlich wie die Föhre, zweierlei Blüten. An der Spitze des Stengels steht die Fahne. Sie enthält bloss Staubgefässblüten. Der Blütenstaub fällt auf den zottigen Haar-

busch, den wir an der Seite des Stengels bemerken. Dieser wird gebildet aus den zahllosen langen Griffeln, welche zu den Fruchtknoten führen. Wir entdecken diese erst, wenn wir 10—12 zarte, zierliche Hüllblätter entfernt haben. Jetzt kommt der sog. Maiskolben zum Vorschein. In 10 bis 14 schön geordneten Reihen stehen die Fruchtknoten da. Sie entwickeln sich nach der Befruchtung zu den harten, mehligten Maiskörnern, welche fast die Form eines Zahns haben. Ihre Farbe ist verschieden, je nach der Abart, bald weiss oder gelb, bald braun oder schwarz; ein einziger Maiskolben zählt oft 500 Körner.



Mais.

Roggenkorn und Maiskorn liefern ein vortreffliches Nahrungsmittel für Menschen und Vieh. Aus dem Roggenkorn bereitet der

arme Gebirgsbewohner das schwarze, aber nahrhafte Roggenbrot. Das Maiskorn giebt ein ziemlich bitter schmeckendes Brot. Der genügsame Bewohner des Landes jenseit der Alpen bereitet aus dem Maismehl die Polenta, seine Hauptnahrung.



Maiskolben.

Das schöne, glatte Roggenstroh wird zu allerlei Geflechten, besonders zu Strohütten benutzt. Der Maisstengel dient als Grünfutter für das Vieh. Getrocknet verwendet man ihn zum Dachdecken, zum Brennen oder zum Korbflechten. Das weiche Hüllblatt des Maiskolbens dient zum Polstern der Strohsäcke.

3. Roggen und Mais zählen wir zu den wichtigsten *Nährpflanzen*. Sie entwickeln zahlreiche Samen, um sich fortzupflanzen. In jedem Samen liegt ein *Keim*, aus dem sich eine neue Pflanze entfalten kann. Die Pflanze umhüllt diesen

Keim mit Mehl, Zucker und andern Nährstoffen. Der Keim soll hieraus seine erste *Nahrung* ziehen. So versorgt die Pflanze ihr Kindlein mit *Nahrung*, gleich einer guten Mutter. Der Mensch lässt aber gar viele Samenkeime nicht zur Entwicklung kommen. Er bezieht die Nahrung, welche die Pflanze für den jungen Keim zubereitet, für seinen Unterhalt. Woher bezieht aber die Pflanze ihre Stoffe? Offenbar aus dem Erdboden. Dieser ist für die Pflanze, was für unsere Haushaltung der Keller. Wie die Mutter täglich allerlei rohe Nahrungsmittel aus dem Keller holt, so zieht auch die Pflanze ihre rohen Stoffe aus der Erde. Die Mutter bereitet in der Küche aus den Rohstoffen des Kellers schmackhafte Speisen.

Auch die Pflanze hat eine Küche; es ist das Blatt. Hier werden die rohen Säfte, welche die Wurzel heraufschickt, gar wundersam zubereitet. Die liebe Sonne, Luft, Regen und Tau müssen wacker mitkochen helfen. Bald wird hier ein nahrhaftes mehliges Korn, bald ein wohlschmeckender Apfel zubereitet. Die Kochkunst geht noch weiter. Die süsse Traube, der ölige Leinsamen, das tödtliche Gift der Tollkirsche und das heilende Tränkelein für die Kranken, alle diese Stoffe kann die Pflanzenküche auf geheimnisvolle Weise zubereiten. So dürfen wir denn mit Recht sagen: „Die Pflanze verwandelt den Stein in Brot.“

Jeder Familienvater muss seinen Keller von Zeit zu Zeit neu versorgen. Dasselbe verlangt die Pflanze. Sie findet im Boden nicht endlos ihre Nahrung. Der Boden muss daher gedüngt werden. Doch ist die Pflanze gar bescheiden. Sie verlangt nur, was der Mensch nicht mehr brauchen kann: Stalldünger, Jauche, Knochen, Haare, wollene Lumpen u. s. f. Wer die Pflanze mit diesen Stoffen reichlich versorgt, der wird auch durch eine reiche Ernte belohnt.

Aufgabe: Von welchen Pflanzen essen wir 1. die Wurzel? 2. die Knollen? 3. den Stengel? 4. die Blätter? 5. die Fruchthülle? 6. die Samen?

5. Das Blatt.

Unter Tausenden giebt es kaum zwei Pflanzen, die vollkommen gleiche Blätter haben. Diese bilden daher ein vor-

zögliches Merkmal, um eine bestimmte Pflanze zu erkennen. Ihnen wollen wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

1. Beim Löwenzahn entspringen alle Blätter aus dem Wurzelstock; sie sind *bodenständig*. Der gelbe Hahnenfuss hat *Stengelblätter*.

2. Bald sind die Blätter *gestielt*, wie beim Kirschbaum, bald sitzend, wie beim Flachs.

3. Der *Blattstiel*, der aus dem Stengel oder aus den Ästen herauswächst, verzweigt sich in die *Blattfläche*. Die fadenartigen Verzweigungen in der Blattfläche heissen *Blattnerven*. Beim Blatt des Kirschbaumes verzweigen sich die Blattnerven fiederartig von einem Hauptnerv aus. Dieses Blatt ist fieder-nervig. Beim Mais sind alle Nerven gleich stark; sie sind gleichlaufend oder parallel; das Maisblatt ist daher *parallelennervig*.



Kleeblatt.

4. Bei der Rose und beim Flachs stehen die Blätter *wechselweise* am Stengel; sie sind *wechselständig*. Bei der Salbei



Rosskastanienblatt.



Fiedrig geschnittenes Blatt der wilden Rübe.

sind sie *gegenständig*, beim Waldmeister *quirlständig*.

5. Rose, Erbse, Rosskastanie, Klee und Holunder haben *zusammengesetzte Blätter*, weil an einem Blattstiel mehrere Blättchen stehen. Flachs und Weinstock dagegen haben *einfache Blätter*. Das Kleeblatt ist *dreizählig*, das Rosskastanienblatt 5- oder 7-zählig; das Holunderblatt hingegen ist gefiedert.

6. Auch der Rand des Blattes ist sehr verschieden. Mais und Tollkirsche besitzen *ganzrandige* Blätter; beim Rosenblatt laufen die Blattnerven in spitzige Zähne aus. Das Rosenblatt ist *gezähnt*. Das Blatt der Weinrebe ist *gelappt*. Das Hahnenfussblatt ist *geteilt*; denn hier erreichen die Einschnitte fast den Grund des Blattes. Das Blatt der wilden Rübe ist dreifach fiederig geschnitten.

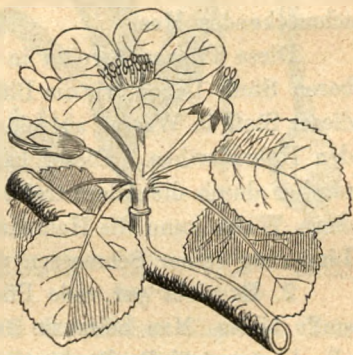
7. Fasst man die ganze Form des Blattes ins Auge, so ist das Blatt *nadelförmig* (Föhre), *linealförmig* (Roggen), *lanzettförmig* (Mais), *eiförmig* (Kirschbaum), *herzförmig* (Veilchen), *rundlich* (Apfelbaum). Es giebt noch viele andere Blattformen.

8. Die Blätter sind grün. Sie suchen immer den Sonnenschein. Entbehren sie des Sonnenlichtes, so bleiben sie weisslich, wie die innern Blätter des



Herzförmiges Blatt
des Veilchens.

Kohlkopfes. Wie die Wurzel und der Stengel, so ist auch das Blatt ein notwendiges Glied der Pflanze. Im Blatt vollzieht sich die Zubereitung des Pflanzensaftes. Das Blatt besorgt die Atmung der Pflanze. Wird eine Pflanze der Blätter beraubt, etwa durch Raupen oder Käfer, so muss sie absterben.



Blätter des Apfelbaumes.

10. Der Holunderstrauch.

(Arzneipflanzen)

1. Der Holunderstrauch ist wohl allen Kindern bekannt. Aus den ausgehöhlten Stämmchen und Ästen macht man ja die „Holunderbüchsen“. Auch das weisse, dicke Mark dient den Kindern als Spielzeug. Wir treffen den Holunderstrauch in Hecken, an Waldrändern, sowie in der Nähe der Häuser. Seine Blätter sind zusammengesetzt, unpaarig gefiedert. An einem gemeinsamen Blattstiel stehen 3—5 länglich eiförmige Blättchen. Die weissen, wohlriechenden Blüten stehen in grossen Scheiben

zusammen. Solche Blütenstände werden Dolden genannt. Bei der eigentlichen Dolde (Petersilie) gehen aber sämtliche Blütheile von einem Punkte aus. Dies ist bei der Holunderblüte nicht der Fall; sie bildet nur scheinbar eine Dolde; diese heisst daher *Trugdolde*. Das einzelne Blüthen ist klein und würde für sich allein von den Insekten kaum bemerkt. Es haben sich daher viele Blüten zusammengestellt, damit sie die honigsuchenden Insekten anziehen können. Die weisse Blumenkrone ist radförmig und fünfblappig. Sie schliesst 5 Staubgefässe ein.

Aus jedem befruchteten Blüthen entwickelt sich ein glänzend schwarzes Beerchen. Man kocht daraus ein wohl-schmeckendes Mus.

Diese Pflanze bereitet in den Blüten einen gar wunderbaren Stoff. Legen wir die Blüten in siedendes Wasser, so wird dieser Stoff in Wasser aufgelöst. Wir erhalten auf diese Weise den Holunderthee. Dieser hat die Kraft, dass er unser Blut rascher durch die Adern treibt und uns in Schweiß bringt. Auf diese Weise kann die Holunderpflanze dem kranken Menschen Linderung seiner Schmerzen und Heilung bringen.

2. Es giebt gar viele Pflanzen, welche wundersame Heilstoffe bilden. Man heisst sie *Arzneipflanzen*. Der Arzt muss sie alle kennen und für den kranken Menschen daraus den richtigen Heiltrank bereiten. Der heilende Stoff bildet sich bei vielen Pflanzen in der Wurzel oder in der Rinde, bei andern in den Blättern oder im Stamme, bei noch andern in der Blüte oder in der Frucht. Wer die Heilpflanzen kennt, der kann sich durch „Kräutersammeln“ manch' schönes Stück Geld verdienen. Ihre Verwendung bei Krankheiten wollen wir aber dem Arzt oder dem erfahrenen Grossmütterchen überlassen. Zu den bekanntesten Heilpflanzen gehören: Die Kamille, die Wohlverlei (Arnika), die Gartensalbei, der Eibisch, die Lindenblüte, der Chinarindenbaum.

11. Die Herbstzeitlose.

(Giftpflanzen.)

1. Blütenreichtum des Frühlings und Farbenpracht des Sommers sind vorüber. Schon fallen einzelne lose Blätter vom

welkenden Baume. Herbstliche Nebel lagern sich auf den gelben Stoppelfeldern. Da erblüht auf den abgemähten, feuchten Wiesen die Zeitlose, die Botin des nahen Winters. Die Blume entspringt einem zwiebelartigen Knollen, der 1—2 dm tief in der Erde steckt. Dieser *Zwiebelknollen* ist von einer braunen Haut eingeschlossen. Er trägt am Grunde einen Büschel Nebenwurzeln. Aus einer seitlichen Knospe entspringt die lange Blumenröhre. Sie dringt durch die Erde ans Tageslicht und endet oben in einer blassvioletten Blumenkrone. Letztere hat 6 tiefe Einschnitte und gleicht der Lilie. Ein Kelch ist nicht vorhanden. An der



Oberer Teil, der Länge
nach aufgeschnitten.

Blätter
und
Frucht.

Blumen-
röhre
u. Krone.

Wurzel-
knollen.

Mündung der Blumenröhre sind 5 Staubfäden eingefügt. Der Fruchtknoten liegt unten im Zwiebelknollen. Seine 3 langen Griffel ragen aber noch über die Staubbeutel empor. Nach der Befruchtung stirbt die Blume ab. Aber unten in der Erde schlummert der Fruchtknoten unter Eis und Schnee. Im Frühjahr treten die grünen Blätter ans Tageslicht hervor. Sie sind glänzend, linealförmig; ihre Nerven sind gleichlaufend. Mitten unter den Blättern erscheint nun auch die Frucht. Sie ist eine aufgeblasene Kapsel mit drei Fächern. In jedem Fache sind viele braune Samen. So ist denn diese Pflanze wirklich eine Zeitlose, die sich nicht an die Zeit hält. Sie bietet uns die letzten Blumen im Herbst und zeitigt im Frühjahr die erste Frucht. Auch sonst ist die Zeitlose merkwürdig. Sie enthält in allen ihren Teilen ein heftiges Gift, besonders in den Samen und in den Knollen. Schon oft sind unvorsichtige Kinder, welche beim Spielen auf der Wiese von ihren Samen naschten, ums

Leben gekommen. Das Vieh frisst die Pflanze nicht. Der Landwirt hasst die Zeitlose als ein schädliches *Unkraut* und sucht sie durch Ausstechen der Knollen zu vertilgen.

Wundersamer Weise dient das Gift der Zeitlose in der Hand des Arztes als ein kräftiges Heilmittel. So gereichen auch die Giftpflanzen zum Wohle der Menschen. Nur unsere Unwissenheit und Thorheit bereiten uns Unglück.

2. Ausser der Tollkirsche und der Zeitlose kommen bei uns noch folgende Giftpflanzen vor:

a) Der *Stechappel*, ein stinkendes Unkraut, gedeiht häufig auf Schutthaufen, ja selbst in Gärten. Er hat grosse, gebuchtete Blätter und lange, weisse Trichterblumen. Die grünen Fruchtkapseln sind mit Stacheln besetzt und schliessen viele braune Sämchen ein. Letztere enthalten ein betäubendes Gift.



Bilienkraut.

b) Das *schwarze Bilienkraut* (Teufelswurz oder Zigeunerkraut). Es findet sich an Wegen, Mauern und auf Schutt. Sein Stengel ist behaart und klebrig. Die grossen, gebuchteten Blätter umfassen den Stengel und haben einen betäubenden, widrigen Geruch. Die glockenförmige Blumenkrone ist schmutzig gelb, rötlich geadert. Die Samenkapseln sprengen den Deckel von selbst auf. Alle Teile des Bilienkrautes enthalten ein betäubendes Gift. Doch kann man auch aus dieser Pflanze kräftige Heilmittel bereiten, z. B. das Bilienöl, ein bekanntes Hausmittel gegen Geschwulst.

c) Der *gefleckte Schierling*. Er gleicht der Gartenpetersilie. Der Stengel ist rotbraun gefleckt, und die knollige Wurzel enthält einen milchigen Saft. Alle Teile der Pflanze enthalten ein *scharfes Gift*, das nicht betäubt, wohl aber die Gedärme zerstört.

d) Der *Fliegenschwamm*. Wir finden ihn nicht selten im Walde. Er ist leicht kenntlich an seinem breiten, roten Hute mit weissen Flecken. Er wird zerschnitten, in Milch gelegt und den Fliegen hingestellt, welche nach dem Genuss tot dahin fallen.

e) Weitere Giftpflanzen sind: der *Eisenhut*; der *Seidelbast*, ein rot blühender Strauch; die *vierblättrige Einbeere*, leicht kenntlich an den vier grossen, kreuzweis stehenden Blättern; die *Eibe*, ein Nadelholzbaum mit roten, fleischigen Früchten, u. a. m.



Fliegenschwamm.

12. Ergebnisse.

(Die Ergebnisse des ersten Jahreskurses sind hier zu repetieren.)

I. Die Hauptaufgabe des Pflanzenlebens ist die Erzeugung der Frucht, durch welche sich die einzelne Pflanze *vermehrt* und *fortpflanzt*.

Einige Pflanzen vermehren sich auch durch Ausläufer (Veilchen, Erdbeere), oder durch Stecklinge (Rebe, Weide, Pappel, Geranium), oder Knollen (Kartoffel).

II. Wurzel, Stengel, Blatt und Blüte teilen sich in die Aufgabe, für die Frucht Nahrungsstoffe *herbeizuschaffen* und *zuzubereiten*.

1. Die *Wurzel*. Sie besorgt die Aufnahme des rohen Nahrungsstoffes aus dem Boden. Die feinen Saugwürzelchen, welche sich von den Hauptwurzeln aus in das Erdreich verbreiten, können nur *flüssige* Nahrung aufnehmen. Wo daher das Wasser fehlt, da kann die Pflanze nicht gedeihen. Der Erdboden hat nicht unendliche Vorräte an Pflanzennahrung. Er muss daher gedüngt werden. Keine Pflanze zieht die ganz gleichen Stoffe aus der Erde, wie die andere. Wer reiche Ernten erzielen will, darf somit dieselbe Pflanzenart nicht

immer im gleichen Felde anbauen. Es muss ein Wechsel im Anbau der verschiedenen Pflanzen stattfinden. Damit Luft und Wasser zu den Wurzeln hinabdringen können, muss der Boden gelockert werden. Oft wird die Wurzel dick und fleischig (Rübe). Sie dient dann Menschen oder Tieren zur Nahrung.

2. Der *Stengel* ist der Saftleiter und hebt Blätter und Blüten hinauf ans Sonnenlicht. Die innern Teile des Stengels verholzen häufig (Föhre); er liefert dann Brennholz. Oft enthält er nährhafte Vorratsstoffe im Mark (Mais) oder in der Rinde (Weide). Letztere dienen daher vielen Tieren im Winter als Nahrung.

3. Das *Blatt*. Es ist gleichsam die Küche der Pflanze. Sonnenschein und Luft helfen hier den rohen Wurzelsaft zubereiten. Das Blattgrün bildet sich nur im Sonnenlicht. Das Blatt dient häufig dem Vieh zur Nahrung (Löwenzahn), oft auch dem Menschen (Salat, Kohl).

4. Die *Blüte*. Sie ist das zarteste und feinste Gebilde der Pflanze. Farbenpracht und Wohlgeruch sind ihre Zierden, wodurch sie die Insekten herbeilockt. Diese tragen sehr oft den Blütenstaub auf die Stempelnarben und befördern dadurch die Fruchtbarkeit der Pflanze. Bei vielen Pflanzen sind Stempelblüten und Staubgefässblüten getrennt. (Mais, Föhre, Hanf.)

5. Die *Frucht*. Sie ist das wunderbarste Pflanzengebilde; denn sie schliesst die Samen ein, aus welchen sich neue Pflanzen entwickeln können. Jeder Same enthält einen Keim, sowie die zur ersten Entwicklung dienenden Nahrungsstoffe. In den Samenhüllen und in den Samen selbst werden daher die feinsten Pflanzenstoffe aufgespeichert. Häufig gebrauchen aber die Menschen diese Stoffe zu ihrem Unterhalt. Die Pflanzenwelt stirbt deshalb nicht aus; denn jede Pflanze erzeugt eine sehr grosse Zahl von Samen, so dass sie nie alle zur Entwicklung kommen könnten. Die Natur versieht die Samen oft mit Hilfsmitteln zur leichteren Ausbreitung. (Föhre, Löwenzahn.)

III. Einteilung der Pflanzen nach ihrer Verwendung. Der Mensch schätzt und wertet die Pflanzen nach dem Nutzen, den

sie ihm gewähren. Man teilt sie daher ein in *nützliche* und *schädliche* Pflanzen. Letztere heissen auch etwa Unkräuter. Die Nutzpflanzen lassen sich in folgende Gruppen abtheilen:

1. *Nährpflanzen*. Dieselben enthalten in der Wurzel, im Stengel, im Blatt oder in der Frucht solche Stoffe, die wir zu unserer Nahrung verwenden können. Sie verwandeln den Stein (die Erde) in Brot und sind deshalb die wichtigsten: Getreidearten, Kartoffeln, Fruchtbäume u. a. m. Zu den Nährpflanzen rechnen wir auch die Getränkpflanzen. Die Früchte derselben dienen dazu, erfrischende und belebende Getränke zu bereiten: Weinstock, Gerste und Hopfen, Birnen und Äpfel, Beeren.

2. *Arznei- und Giftpflanzen*. Sie bereiten heftig wirkende Stoffe, die entweder das Leben zerstören oder, wenn sie richtig angewendet werden, Krankheiten heilen können. Es giebt betäubende Gifte (Tollkirsche) und scharfe Gifte (Schierling). Die richtige Verwendung der Heilpflanzen ist Sache des Arztes.

3. *Gewebe- oder Gespinstpflanzen*. Der Bast ihres Stengels ist zähe und kann zu Faden gesponnen, dieser zu Tuch verwoben werden. (Flachs, Hanf, Nessel.)

4. *Holzpflanzen*. Die Säfte dieser Pflanzen werden fast ausschliesslich in zähes, hartes Holz umgewandelt. Sie geben uns *Werkholz*, *Bauholz* und *Brennholz*. (Kirschbaum, Föhre, Weisstanne, Rottanne, Buche, Eiche.)

5. *Futterpflanzen*. Es sind dies meistens die Kräuter und Gräser der Wiese. Sie dienen als Viehfutter. Es giebt natürliche und angesäte Futterpflanzen. (Löwenzahn, Klee.)

6. *Zierpflanzen*. (Rose, Veilchen.) Diese lieblichen Gewächse werden sorgfältig gepflegt, ohne dass sie dem Menschen einen besonderen Nutzen gewähren. Farbenpracht und Blumenduft sind ihre Gaben, womit sie das Herz erfreuen. Der Mensch lebt ja nicht vom Brot allein! Es giebt ferner noch: 7. *Farbpflanzen* (Brasilienholz), 8. *Gewürzpflanzen* (Kümmel, Zwiebel, Tabak), 9. *Ölpflanzen* (Flachs, Ölbaum).

IV. Auch die Pflanzen kämpfen gegenseitig um Nahrung und Sonnenschein. Die zarten Pflänzchen werden überwuchert von den rauen, die mit gröberer Nahrung vorlieb nehmen.

Ohne die pflegende Hand des Menschen würde daher die Natur verwildern. Unkraut sprösse empor in Garten, Wiese und Acker. Bald hätten wir wieder überall den undurchdringlichen Urwald, wie ihn einst unsere Urahnen getroffen.

Wollen wir daher nützliche Früchte ernten, so müssen wir den Boden bearbeiten und guten Samen ausstreuen. Die Saat müssen wir pflegen, vom Unkraut reinigen und gegen schädliche Tiere schützen. Durch unsere Pflege werden die Früchte vollkommener und reichlicher. Eine hundertfältige Ernte ist der Lohn für unsere Mühe. Darum bleibt wahr, was das Sprichwort sagt: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.“

13. Plan zur Tierbeschreibung.*)

Zur vollständigen Kenntnis eines Tieres gehört die richtige Beantwortung folgender Fragen:

1. *Einteilung*: Zu welcher Abteilung (Familie, Ordnung) gehört das Tier?

2. *Gliederung des Körpers*: Was für Teile lassen sich am Tierleib unterscheiden? (Kopf, Rumpf, Glieder.)

3. *Kopf- und Sinnesorgane*: Wie ist der Kopf, wie sind die Sinnesorgane beschaffen? (Mund, Zähne, Nase, Augen, Ohren.)

4. *Bewegungsorgane*: Wie sind die Beine, die Füße, die Zehen gestaltet?

5. *Bedeckung*: Welcher Art ist die Bedeckung des Tieres? (Haut und Haare.)

6. *Nahrung und Aufenthalt*: Von was für Stoffen ernährt sich das Tier? Wo hält es sich auf?

7. *Fortpflanzung und Entwicklung*: Was ist von den Jungen und deren Entwicklung zu sagen?

8. *Seelische Fähigkeiten*: Welche besonders geistigen Fähigkeiten und Eigenschaften kommen dem Tiere zu?

9. *Verhältnis zum Menschen*: Ist das Tier nützlich oder schädlich, zahm oder wild?

*) *Anmerkung*. Die hienach aufgeführten Tiere, auch diejenigen, welche nur genannt sind, sollen in guten Abbildungen oder in natura vorgezeigt werden. Je nach Umständen können sämtliche Beschreibungen durchgenommen, oder es kann eine Auswahl getroffen werden.

14. Die Säugetiere.

Katze, Löwe und Rind sind die Säugetiere, die wir im letzten Jahr genauer kennen gelernt haben. Sie besitzen ein inneres Knochengerüst, rotes, warmes Blut; sie bringen lebendige Junge zur Welt, welche von der Mutter eine Zeitlang gesäugt werden. Nach der verschiedenen Gestaltung des Fusses teilt man die sämtlichen Säugetiere in drei Gruppen ein. Der Löwe und die Katze haben einen Zehenfuss mit Krallen; die Zehen des Rindes stecken in hornigen Hufen; bei dem im Meere lebenden Walfisch sind die Füße zu Flossen entwickelt, ähnlich wie beim Hecht. Wir haben daher:

- a) *Zehensäugetiere,*
- b) *Hufsäugetiere,*
- c) *Flossensäugetiere.*

15. Die Zehensäugetiere.

1. Der Brüllaffe.

Er ist ein schlankes, behendes Tier. Seine Hände sind menschenähnlich gestaltet, indem dieselben fünf Finger tragen, desgleichen auch die Füße. An denselben ist namentlich die grosse Zehe leicht beweglich, so dass der Fuss vom Tier wie eine Hand gebraucht wer-



den kann. Darum nennt man auch die Affen Vierhänder. Der Kopf des Brüllaffen ist gross, das Gebiss ist gut entwickelt. Der Körper ist dicht mit schwarzen oder rötlichen Haaren bekleidet. Diese werden besonders am Kinn sehr lang, so dass der Affe mit einem Bart versehen ist. Der Schwanz wird sehr lang (etwa $1\frac{1}{2} m$). Er dient dem Tier als wichtiges Bewegungswerkzeug, indem es ihn namentlich beim Klettern braucht. Seinen Namen hat er des schauerlichen Geheules wegen erhalten, das er ertönen lässt. Er lebt in grossen Herden beisammen und bewohnt namentlich die heissen Gegenden Südamerikas, wo er sich in dichten Wäldern auf den Bäumen aufhält. Seine Nahrung besteht vorzugsweise aus Früchten, Knospen und Blättern.

2. Die gemeine Fledermaus.

Sie ist ein kleines, lichtscheues Tierchen, ihrer Grösse und ihrem graubehaarten Leibe nach der Maus nicht unähnlich. Ihr Gebiss besteht aus spitzen Zähnen, ist also für Fleischkost eingerichtet. Die Ohren sind gross und aufrechtstehend. Vermöge einer zarten durchscheinenden Flughaut kann sie flattern. Diese verbindet nicht bloss die 5 langen Zehen des Vorderfusses, sondern auch die Vorderfüsse mit den Hinterfüssen. Des Tags hängt die Fledermaus irgendwo in einem verborgenen Winkel an ihren Krallen, den Kopf abwärts gerichtet. Bei der Abenddämmerung flattert sie umher und jagt nach Insekten.

Ihre Jungen trägt sie fünf Wochen lang an ihrem Leibe nach. Der Abscheu und die Furcht, welche viele Menschen vor der Fledermaus empfinden, sind ganz unbegründet; denn sie ist ein kluges und sehr nützliches Tierchen.

3. Maulwurf und Igel.

Beides sind von den Menschen mit Unrecht verfolgte Tiere. Eine Untersuchung ihres Gebisses und ihres Magens ergibt, dass sie sich nur von schädlichen Tieren ernähren, nie von Pflanzen. Der Maulwurf ist etwa 13 *cm* lang, von einer sammetartigen, weichen Haut bedeckt. Er besitzt eine rüsselartige Schnauze und vier kurze Scharrfüsse. Er gräbt in der weichen Erde kunstreiche

Wohnungen, von welchen viele Gänge in das umliegende Erdreich führen. Bei Tag und bei Nacht durchsucht er den Boden nach Würmern, Engerlingen und andern schädlichen Tieren.

Der Igel ist etwa so gross, wie ein Kaninchen. Er hat eine stachelige Hautbedeckung, welche ihn vor den meisten Feinden schützt; denn bei herannahender Gefahr zieht er sich kugelig zusammen und streckt die Stacheln empor. Er lebt in Erdlöchern und Scheunen und geht bei Nacht auf Mäuse, Schlangen u. dgl. jagen.



Der Igel.

4. Der braune Bär.



Der Bär.

Er hat einen rundlichen Kopf, einen plumpen, 1,5 m langen Leib, starke Beine und einen kurzen Schwanz. Er geht auf der ganzen Fusssohle und ist mit zottigen, braunen Haaren bedeckt. Oft richtet er sich auf und marschirt auf den Hinter-

füssen (Tanzbär). Auch ist er ein geschickter Kletterer. In Graubünden, wo er heute noch vorkommt, wird er den Schafherden gefährlich. Sonst ist er ein gutmütiges Tier und greift den Menschen erst an, wenn er gereizt wird. Der Honig ist seine Lieblingsnahrung. Der Bär wird 50 Jahre alt und lebt in selbstgegrabenen Erdhöhlen.

5. Der Hase.

Er ist ein furchtsames, flinkes, verfolgtes Walddtier. Sein Gebiss kennzeichnet ihn als Pflanzenfresser. Die Schneidezähne sind oben und unten zu Zweien vorhanden, hervorstehend, gross und wie Meissel so scharf. Sie sind daher zum Nagen vorzüglich geeignet. Die Eckzähne fehlen.

Der Hase hat eine gespaltene Oberlippe, fein hörende, lange Ohren und grosse Augen. Seine Vorderfüsse sind kurz, die Hinterfüsse lang gestreckt. Der Hase ist daher ein geschickter Springer. Sein Leib ist mit grauen, weichen Haaren bedeckt. Die Häsin bekommt jährlich viermal 2 bis 5 Junge, welche etwa drei Wochen gesäugt werden. Er schadet durch Abnagen der Rinde an jungen Bäumen. Auch die Kohlfelder besucht er gerne.

Zur Jagdzeit ist der Hase das häufigste Wildpret. Er ist wehrlos und sucht sein Heil in der Flucht. Von seiner Schlaubeit wissen die Jäger manch Stücklein zu erzählen. Der Hase hat sehr viele Feinde:

Menschen, Hunde, Wölfe, Luchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler auch nicht zu vergessen:
Alles, alles will ihn fressen.

Die Zehensäugetiere werden in vier Ordnungen eingeteilt: Der Brüllaffe ist ein *Affe*, die Fledermaus ein *Flattertier*, der Bär ein *Raubtier*, der Hase ein *Nagetier*.

I. Ordnung: die Affen oder Vierhänder. Sie besitzen 4 Hände mit Nägeln, sind geschickte Kletterer, eigentliche Baumbewohner. Sie gehen auf allen vieren oder halb aufrecht. Das Gesicht ist bei vielen Arten nur teilweise behaart. Sie sind menschenähnlich, sehr gelehrig und suchen alles nachzuahmen, was sie den Menschen verrichten sehen.

Zu den bekanntesten Affen gehören: Der *Gorilla*, der *Orang-Utang*, der *Schimpanse*, der *Brüllaffe*, der *türkische Affe*, die *Meerkatze*.

II. Ordnung: Flattertiere. Sie können vermittelt einer Flughaut flattern. Es sind kleine, lichtscheue Tiere. Sie nützen durch Vertilgung der Insekten. Der *Vampyr*, die *gemeine Fledermaus*.

III. Ordnung: Raubtiere. Diese Ordnung umfasst die schönsten, aber auch die schädlichsten Säugetiere. Ihr Gebiss ist vollständig; denn sie besitzen Schneidezähne, grosse hervorstehende Eckzähne und spitze Backenzähne; es ist für Fleischkost eingerichtet. Ihr Körper ist von einem weichen, schönen Pelz bedeckt. Die Raubtiere besitzen scharfe Sinne, grosse



Der Wolf.

Kraft und Schnelligkeit. Sie leben meist von warmblütigen Tieren, führen ein scheues, wildes Leben und werden vom Menschen verfolgt. Zu der Familie der Katzen gehören:

Die *Hauskatze*, der *Löwe*, der *Tiger*, der *Jaguar*. Die Katzenarten besitzen einen rundlichen Kopf mit scharf sehenden grossen Augen, starke, kurze Beine mit zurückziehbaren Krallen. Sie sind die blutigsten und wildesten Tiere.

Zur Familie der **Hunde** zählen wir den *Haushund*, den *Fuchs*, den *Wolf* und die *Hyäne*. Sie haben eine spitze Schnauze und stumpfe, nicht zurückziehbare Krallen.

Marderartige Raubtiere sind: Der *Hausmarder*, der *Dachs*, der *Ilitis*, das *Wiesel* und der *Fischotter*.

Der *braune Bär* und der *Eisbär* gehören zur Familie der **Sohlengänger**.

Igel, *Maulwurf* und *Spitzmaus* sind **insektenfressende Raubtiere** und daher nützlich.

IV. Ordnung: Nagetiere. Sie besitzen zwei Paar meisselartige Nagezähne. Sie nähren sich von Pflanzenstoffen und vermehren sich sehr stark. Es sind muntere, flinke, aber scheue Tierchen. Zu den Nagetieren gehören: Der *Hase*, das *Kaninchen*, das *Eichhörnchen*, das *Murmeltier*, die *Hausmaus*, die *Wanderratte*.

Zu den Zehensäugetieren zählen wir noch das fremdländische *Känguruh*.

16. Die Hufsäugetiere.

I. Das Pferd ist unser grösstes Haustier. Am langgestreckten Kopfe bemerken wir zwei grosse Nüstern, zwei lebhaft, kluge Augen und zwei aufrecht stehende bewegliche Ohren. Das Pferdegebiss zählt 40 Zähne, wovon 24 grosse, breite Backenzähne mit Querfalten. Sie dienen zum Zermahlen des Futters. Der Hals ist schön gebogen und trägt eine lange Mähne. Die Brust ist breit und strotzt von Kraft. Schön gebaut ist auch der walzenförmige, rundliche Leib. Die vier schlanken Beine sind wie aus Erz gegossen. Der Fuss endigt in einer einzigen Zehe, welche in einen hornigen, starken Huf eingeschlossen ist. Der wallende Haarschweif reicht bis auf die Beine herab.

Das Pferd ist nicht nur das wohlgebaute und stolze Tier, sondern auch der treueste Diener der Menschen. Es trägt den Krieger in die blutige Schlacht und verlässt ihn selbst im Tode nicht. Im fliegenden Galopp eilt es mit seinem Reiter

dahin und lässt sich von ihm willig leiten. Im scharfen Trab fährt es mit der schönen Kutsche, und mit wahrer Riesenkraft zieht es den schweren Lastwagen.

Kraft und Schnelligkeit sind aber nicht die einzigen Vorzüge des Pferdes. Es kennt seinen Herrn und wiehert ihm freundlich entgegen. Den Weg, den es einmal zurückgelegt hat, findet es auch in dunkler Nacht, besser, als der Mensch. Sorgfältig weicht es aus oder hält an, wenn ihm ein unvorsichtiges Kind in den Weg kommt. Das Pferd ist auch sehr gelehrig und kann zu allerlei Kunststücken abgerichtet werden.

Gar traurig ist meist das Schicksal des alten Pferdes. Weil die Menschen aus einfältiger Scheu das Pferdefleisch nicht essen wollen, so muss das Pferd, wenn es alt und schwach ist, oft das härteste Los ertragen. Wie lange steht es oft als Karrengaul hungernd und frierend auf der Strasse oder vor dem Wirtshaus! Wie unbarmherzig wird es oft von seinem Herrn geschlagen, wenn es aus Mattigkeit und Alter den Wagen nicht mehr zu ziehen vermag! Einem solchen altersschwachen, misshandelten Pferde ist der Tod wahrhaftig eine Wohlthat.

Wie beim Rindvieh, so giebt es auch unter den Pferden verschiedene Rassen. Die arabishe Rasse liefert die schönsten und klügsten, die englische Rasse hingegen die stärksten und ausdauerndsten Pferde.

2. Die Hausziege, die Kuh der Armen, trägt einen Pelz von langen und kurzen Haaren verschiedener Farbe. Am Kinn hat sie einen Bart. Den Ziegenbock zieren zwei nachhintengekrümmte Hörner, welche der Geiss oft fehlen. Die



Die Gemse.

Beine, hoch und kräftig, sind zum Springen eingerichtet. Der Fuss endigt in zwei Zehen, welche in Hufe eingekleidet sind. Die Ziege nährt sich von Gras und andern Pflanzenstoffen. Sie kann die Speise wiederkauen, wie das Rind. Im Sommer wird sie meist auf die Weide getrieben und zeigt sich hier zum Verdruss der Geissbuben sehr naschhaft. Ihre Milch, welche man aus den zwei Zitzen des Euters zieht, ist sehr nahrhaft.

Der Geissbub, der seine munteren Ziegen auf hohen Bergen hütet, singt:

„S'ist gwüss gar mänge brave Ma,
der nit e mal e Chue verma,
he nu, so het er Geisse.
Drum nüt des d'minger juze-n-i,
wenn i scho nit e Chüejer bi
u nume Geissbueb heisse.“



Rehbock.

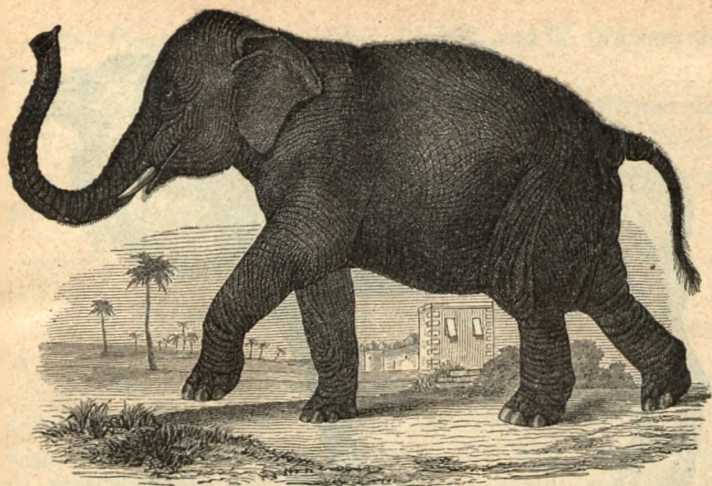


Rehgeiss.



Das Renntier.

3. Der Elefant ist das grösste Landsäugetier. Sein plumper Leib erreicht eine Höhe von $3\frac{1}{2} m$ und ein Gewicht von $6000 kg$. Die Nase trägt einen $2 m$ langen, hohlen Ansatz, den Rüssel. Dieser dient dem Tier als Arm, Hand und Waffe. Es kann damit Bäume entwurzeln, aber auch Geldstücke aufheben. Die beiden obern Schneidezähne wachsen bis zu $3 m$ langen und $175 kg$ schweren Stosszähnen aus; sie liefern das köstliche Elfenbein. Die Ohren sind sehr gross, aber leicht beweglich und herabhängend; die Haut ist sehr dick und ohne Haare. Die plumpen Füsse sind so dick wie Baumstämme, die vier Zehen stecken in hornigen Hufen. Der Elefant ist sehr klug und gelehrig. Gezähmt verrichtet er schwere und leichte Arbeiten. Er zieht den Pflug, trägt Wasser und fährt die Kanonen des Kriegers in die Schlacht.



Der Elefant.

Die Hufsäugetiere bilden 3 Ordnungen. Das Pferd ist ein *Einhufer*; die Ziege ein *Zweihufer* und der Elefant ein *Vielhufer*.

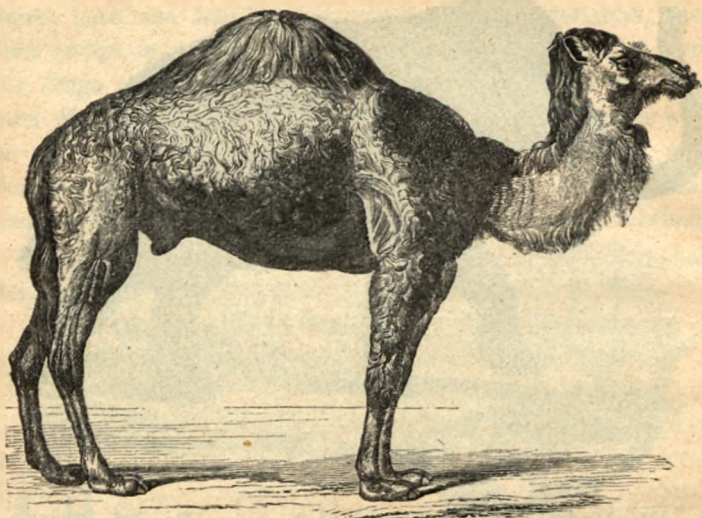
V. Ordnung: Einhufer. Hieher gehören: das *Pferd*, der *Esel*, das *Maultier*, das *Zebra*.

VI. Ordnung: Zweihufer oder Wiederkäuer. Die nützlichsten Tiere: *Rind*, *Ziege*, *Schaf*, *Kamel*, *Dromedar*, *Hirsch*, *Gemse*, *Reh*, *Steinbock*, *Renntier*, *Giraffe*.

VII. Ordnung: Vielhufer oder Dickhäuter. Das *Hauschwein*, das *Wildschwein*, der *Elefant*, das *Nashorn*, das *Nilpferd*.

17. Die Flossensäugetiere.

1. Der *Seehund* wird etwa 2 m lang. Sein Leib nimmt nach hinten fortwährend ab und gleicht daher dem Fisch. Der Kopf ist dem des Hundes nicht unähnlich. Nase und Ohren können geschlossen werden. Die vier kurzen Glieder gleichen mehr Flossen, als Beinen. Die Hinterfüsse sind wagrecht gestreckt, die fünf Zehen durch Schwimmhäute verbunden. Der Seehund hat ein dichtes, schwarzgelecktes Haar-



Das Dromedar.

kleid. Er lebt meist im Wasser; auf dem Lande kann er sich nur kriechend bewegen. Für die armen Bewohner kalter Länder ist der Seehund ganz unentbehrlich. Sein fettes Fleisch dient als Speise, das Fell wird zur Kleidung und zum Decken der Hütten verwendet. Aus den Gedärmen macht man Fenster-scheiben und auch Zwirn zum Nähen. Aus den Knochen verfertigt man Messer und Gabeln, Nähnadeln, Nägel und Waffen. Der Seehundsfang gehört daher zu den wichtigsten Beschäftigungen der Bewohner dieser kalten Länder.

2. Der *Walfisch* ist das grösste aller Tiere. Der unförmliche Leib erreicht eine Länge von 25 m und ein Gewicht von 150,000 kg. Der Kopf ist sehr gross; die Kiefer sind mit Barten besetzt; letztere liefern das Fischbein. Die beiden Nasenlöcher endigen oben auf dem Kopfe. Statt der Beine hat der Wal vier grosse Flossen. Der Schwanz ist fischähnlich und besitzt eine gewaltige Kraft. Der Walfisch lebt im Meere. Er muss regelmässig an die Oberfläche kommen, um zu atmen. Er erzeugt lebendige Junge. Der Walfischfang ist für viele Meeranwohner ein einträgliches, aber gefahrvolles Geschäft.

Die Flossensäugetiere bilden die VIII. und IX. Ordnung der Säugetiere: **Die Robben und Wale.**

Sie leben fast ausschliesslich im Wasser; die Glieder sind zu Flossen umgestaltet. Ihr Leben gleicht dem der Fische. Aber sie haben warmes Blut, atmen durch Lungen und bringen lebendige Junge zur Welt.

18. Rückblick auf die Säugetiere.

a) Zusammenstellung der Eigenschaften.

1. Körperbau.

Zu den Säugetieren zählen wir die am höchsten entwickelten Geschöpfe der Tierwelt. Ihr Körper gliedert sich in Kopf, Rumpf und Bewegungsorgane. Am Kopf bemerkt man die Sinnesorgane: Die Nase mit zwei Löchern, zwei Augen, zwei Ohren. Im Innern des Tierleibs ist ein Knochengerüst; ferner liegen da Magen und Gedärme für die Verdauung, eine Lunge zum Atmen und ein Herz, um das rote, warme Blut durch den ganzen Körper zu treiben. Im Schädel befindet sich das Gehirn. Von diesem verzweigen sich die Nerven in alle Körperteile. Durch diese Nerven empfindet das Tier Lust und Schmerz.

2. Lebensweise.

Die Säugetiere nähren sich von Fleisch oder von Pflanzen. Einige können sowohl Pflanzen- als Fleischkost vertragen (Schwein, Katze, Hund). Sie wohnen teils auf dem Lande, teils im Wasser (Nilpferd, Walfisch). Viele Säugetiere können nur in heissen Gegenden leben (Affe, Tiger). Andere finden sich nur in kalten Ländern und ermöglichen dadurch auch den Menschen, dort zu leben (Renttier, Seehund). Wieder andere sind über die ganze Erde verbreitet (Pferd, Hund).

3. Seelische Fähigkeiten.

Alle Säugetiere zeigen grössere oder geringere seelische Fähigkeiten. Sie kennen ihren Feind und weichen ihm listig aus. Gegenüber ihrem Besitzer werden viele sehr zutraulich und anhänglich. Ihre Jungen hegen sie mit zärtlicher Sorgfalt und verteidigen sie oft bis auf den Tod.


4. Verhältnis zum Menschen.

Vor undenklichen Zeiten, als das Menschengeschlecht noch wenig zahlreich war, gab es viel mehr Tiere, als jetzt. Die Menschen lebten von der Jagd und vom Fischfang. Als dieselben aber das Feld bebauen lernten, da mussten sie die wilden Tiere ausrotten oder in öde Gegenden verjagen. Andere wurden gezähmt und als Haustiere gepflegt. Fast alle Haustiere gehören zu den Säugetieren. Sie dienen dem Menschen durch ihre Arbeit (Pferd), durch ihre Milch (Rind, Ziege) oder durch ihr Fleisch (Schwein, Rind). Die jetzt noch wild lebenden Säugetiere werden häufig gejagt. Die Jagdtiere liefern kostbare Pelze (Tiger, Marder, Fuchs) oder leckeres Wildbret (Hase, Gemse), oder sie dienen armen Völkern zur Nahrung (Seehund).

Einige Säugetiere sind dem Menschen sehr nützlich, weil sie allerlei schädliche Tiere vertilgen (Igel, Maulwurf, Katze, Spitzmaus); andere schaden durch ihre starke Vermehrung oder ihre Gefrässigkeit (Maus, Hase, Marder, Fuchs).

Die Säugetiere liefern den Menschen folgende Stoffe: Pelze, Leder, Leim, Knochen, Elfenbein, Fischbein, Talg, Milch, Butter, Käse, Wolle, Haare, Borsten.

b) Ergänzungsfragen über die Säugetiere.

1. Welche Säugetiere sind *bedeckt* mit a)  Haaren, b) Wolle, c) Borsten, d) Stacheln?

2. Welche gebrauchen als *Waffe* a) Zähne, b) Hufe, c) Krallen, d) Hörner, e) Stacheln?

3. Welche *halten sich auf* a) in der Erde, b) auf Bäumen, c) im Wasser, d) in den Wohnungen der Menschen, e) in der Wildnis?

4. Welche *fressen* a) Pflanzen, b) Fleisch, c) beides?

5. Welche *dienen zum* a) Reiten, b) Lasttragen, c) Ziehen?

6. Welche *nützen durch* a) ihr Fell, b) ihre Haut, c) ihre Haare oder Wolle, d) ihre Hörner, e) ihr Fett, f) ihre Milch?

7. Welche sind a) zahm, b) wild, c) gelehrig, d) gefährlich, e) schädlich, f) nützlich, g) furchtsam, h) jagdbar, i) schnell, k) langsam?

8. Was ist *a)* ein Säugetier, *b)* ein Raubtier, *c)* ein Nagetier, *d)* ein Wiederkäuer?

9. Was für ausländische Tiere hast du schon gesehen? In welche Ordnung sind sie einzureihen?

10. Warum verdienen Maulwurf, Igel und Spitzmaus unsere Schonung?

11. Worin unterscheiden sich *a)* Affe und Mensch, *b)* Fledermaus und Hausmaus, *c)* Hase und Fuchs, *d)* Schaf und Ziege, *e)* Esel und Pferd?

12. In welchen Gegenden der Schweiz treibt man *a)* Rindviehzucht, *b)* Pferdezeit?

13. Welche wilden Tiere kommen in der Schweiz nur selten vor? Welche sind gänzlich ausgerottet? Was würde geschehen, wenn man die Jagd ganz freigäbe? Warum grenzt man *Freiberge* ab?

14. Welche Berufsarten sind auf die von den Säugetieren gelieferten Stoffe angewiesen?

15. Welche Pflichten hat der Mensch gegenüber den Haustieren? Wodurch können wir die Gesundheit und das Gedeihen der Haustiere fördern?

16. Aus welchen Beobachtungen kannst du schliessen, dass die Tiere ein *seelisches Leben* haben? (Pferd, Hund, Katze etc.)

19. Die Raubvögel.

1. Der *Steinadler* gilt als König der Vögel. Sein braunbefiederter Körper wird 1 *m* lang. Die mächtigen Flügel klaffern 2 *m*. Der Schnabel ist sehr kräftig, scharf und von der Wurzel an gebogen. Das feuerfarbene Auge ist schärfer, als das aller andern Tiere. Die Läufe sind bis an die Zehen mit kurzen Federn dicht besetzt. Der Adler hat einen Greif fuss mit vier gebogenen, starken und scharfen Krallen, von denen drei nach vorn, eine nach hinten gerichtet sind.

Der Adler lebt als scheuer, wilder Vogel in den höchsten Alpentälern. In unzugänglichen, überdachten Felsenspalten baut er seinen *Horst* aus grobem Geäst und kleidet ihn mit Haaren

aus. Hier legt das Weibchen drei bis vier grosse Eier. Nach vier Wochen schlüpfen die noch nackten, unbehilflichen Jungen



Der Lämmergeier.

aus, welche von den Alten mit jungen Hasen, Lämmern und dgl. fleissig gefüttert werden. Kühne Jäger, welche ein Adlernest erspäht haben, lassen sich oft an Seilen hernieder, um die jungen Adler auszunehmen. Die Alten suchen dann ihre Jungen zu schützen und verteidigen sie durch ihren mächtigen Flügelschlag, sowie mit Schnabel und Krallen aufs äusserste.

Der Adler besitzt eine erstaunliche Flugkraft. Stundenlang schwebt er in unermesslicher Höhe in den Lüften und späht nach Nahrung. Sein scharfes Auge erkennt aus schwindliger Höhe selbst das Mäuschen, das hurtig über die Erde huscht. Er ist der ge-

frässigste Raubvogel. Keines der kleinern Tiere ist vor seiner Kralle sicher. Lämmer und Zicklein holt er frech vom Stalle weg. Er jagt Gemsen und Hasen, Füchse und Katzen, Hunde und Mäuse, wilde und zahme Vögel mit Ausdauer und Geschick. Er wird daher von den Jägern fleissig verfolgt, und der glückliche Schütze erhält von der Regierung ein schönes Schussgeld.

2.

Der Steinadler gehört zur **Ordnung der Raubvögel**. Diese nähren sich ausschliesslich von Fleisch. Sie haben einen starken Schnabel, vier scharfe, gebogene Krallen und kräftige Flügel.

Sie führen ein scheues Räuberleben in Wald und Bergen. Hieher gehören:

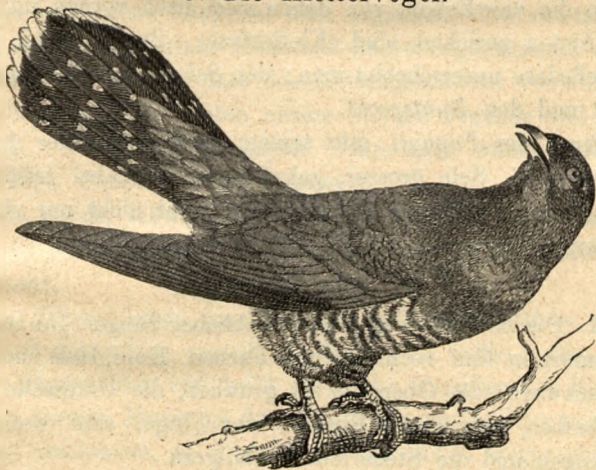
Der *Lämmergeier*, noch grösser, als der Adler. Sein Schnabel ist erst an der Spitze gebogen, der Lauf unbefiedert. Er soll sogar im Stande sein, kleine Kinder durch die Lüfte zu tragen.

Der *Aasgeier* hat einen nackten Hals. Er liebt das Aas und trägt daher in heissen Ländern zur Gesundheit viel bei; denn er verzehrt die gefallenen Tiere.

Der *Hühnerhabicht* und der *Sperber* rauben Hühner und Tauben. Der *Bussard* ist ein nützlicher Mäusevertilger.

Der *Uhu* ist ein *Nachtraubvogel*. Er hat ein katzenähnliches Gesicht mit einem Federnkreis um die grossen Augen. Die *Eule* ist dem Uhu ähnlich, nur viel kleiner. Beide leben während des Tages im Verborgenen. Bei Nacht jagen sie auf Mäuse, aber auch auf schlafende Singvögel.

20. Die Klettervögel.



Der Kuckuck.

1. Der *Kuckuck*, der geheimnisvolle Frühlingsverkündiger, hat ein gewelltes, braungraues Gefieder. Er besitzt Kletterfüsse; denn zwei Zehen sind nach vorn und zwei nach hinten ge-

richtet. Er ist ein Zugvogel, der im April durch seinen Ruf „Kuckuck!“ seine Ankunft verkündigt. Das Weibchen legt auffallend kleine Eier und trägt sie im Schnabel in das Nest kleiner Singvögel, in ein Nest je nur ein Ei. Die Singvögel merken den Betrug nicht. Sie brüten das Kuckuckei mit den eigenen aus und füttern den jungen Kuckuck, wie ihre eigenen Kinder. Da er aber sehr gefrässig ist, so haben seine Pflegeeltern vollauf mit ihm zu thun. Gewöhnlich gehen darob die eigenen Jungen zu grunde.

Man zählt den Kuckuck gleichwohl zu den nützlichen Vögeln; denn er reinigt die Waldbäume von schädlichen Raupen.

2.

Der Kuckuck gehört zur **Ordnung der Klettervögel**. Zu diesen rechnen wir auch

den *Specht*. Dieser bohrt mit seinem vierkantigen, starken Schnabel schädliche Raupen aus den Baumstämmen und ist daher nützlich. Die starken Stützfedern im Schwanze dienen ihm dazu, sich an senkrechten Baumstämmen festzuhalten, ebenso die vier Zehen, von denen zwei nach vornen und zwei nach hinten gerichtet sind (Kletterfuss). Je nach der Farbe des Gefieders unterscheidet man: den *Schwarzspecht*, den *Grünspecht* und den *Buntspecht*.

Auch der *Papagei* mit seinem bunten Gefieder ist ein Klettervogel. Sein grosser, gekrümmter Schnabel leistet ihm beim Klettern treffliche Dienste. Er lernt nicht nur einzelne Wörter, sondern sogar ganze Sätze nachsprechen.

21. Die Singvögel.

1. Die *Kohlmeise* ist ein gar lieblicher Sänger. Ihr Gefieder schimmert in fünf verschiedenen Farben. Kopf, Hals und Brust sind schwarz; die Oberseite ist grünlich, die Unterseite gelb; die Backen, sowie ein Streifen der Flügel sind weiss, die Schwingen und die Steuerfedern blaugrau.

Der ziemlich starke Schnabel ist scharf, die lebhaften Augen sind braun. Das schwache Füsschen besitzt vier Zehen, welche mit scharfen Nägeln bewehrt sind. Die ganze Körperlänge beträgt 16 cm.

Im Sommer legt das Weibchen 8 bis 14 zarte, rot punktierte Eierchen in ein weichgepolstertes Nest. In einem Sommer zieht ein Meisenpaar gewöhnlich zwei Brutten auf.

Die Kohlmeise ist kein Zugvogel. Sie bleibt auch im Winter bei uns. Doch macht sie auch grössere und kleinere Reisen durch das Land. Hiebei wählen sich die Meisen gewöhnlich einen Buntspecht zum Anführer. Dieser Vogelgeneral führt das Meisenheer gar geschickt über Berg und Thal, von Wald zu Wald und beschützt es vor manchen Gefahren.

Die Meise ist ein rastlos thätiger Vogel. Schon am frühen Morgen ruft sie die schläfrigen Menschen aus dem Bett. Hell, wie ein Glöcklein, singt sie ihre Weisen: Sit! Stidi! Sizizidi! Unermüdlich durchstößt sie Baum und Strauch, Hecke und Garten. Nimmer ruht sie aus von ihrer Jagd auf schädliche Kerbtiere. Bald zieht sie ein Würmchen aus der Blüte, bald schnappt sie Fliegen und Mücken vom Blatte weg. Jetzt klettert sie geschickt um den Ast. Sie klopft mit ihrem spitzigen Schnabel an die borkige Rinde. Nun fällt ein Rindenstück ab, und das verborgene Raupenei wird ergriffen. Wie viel tausend saftige Äpfel und Birnen rettet uns eine einzige Meise in einem Sommer! Wie schade, dass das Meisengeschlecht von Jahr zu Jahr abnimmt! Wir sollten unsere kleinen Freunde viel mehr schützen. Besonders zu harter Winterszeit wollen wir der hungernden Tierchen nicht vergessen.

Die kleine, schwache Meise zeigt sich oft recht *mutig*. Sie greift selbst grössere Raubvögel an und jagt sie öfters in die Flucht.

Im Winter, wenn ihr Tisch gar spärlich gedeckt ist, greift sie oft zu einer List, um ihren Hunger zu stillen. Sie fliegt an den Bienenstock und lockt durch ihr Gepolter den Bienenwächter heraus. Kaum ist der schlaftrunkene Wächter vor dem Eingang erschienen, so wird er von der Meise weggeschnappt und verzehrt.

2.

Die **Singvögel**, zu welchen die Kohlmeise gehört, sind die beliebtesten Segler der Lüfte. Sie erfreuen uns nicht bloss

durch ihren Gesang und durch ihr zierliches Gefieder, sondern sie nützen ausserordentlich viel durch Vertilgung schädlicher Insekten. Sie verdienen darum auch den besondern Schutz der Menschen. Es sind fast ausnahmslos kleine, muntere Tiere, welche künstliche Nester bauen. Sie ernähren sich von Körnern und Kerbtieren. Die bekanntesten Singvögel sind:

Die schwarzbefiederte *Amsel*, ein fröhlicher Sänger in Wäldern und Gebüsch; die *Drossel*, der *Star*, die *Nachtigall*, bescheiden in ihrem Gefieder, aber der beste Sänger; die *Schwalbe*, die *Bachstelze*, der *Zaunkönig* (Hagschlüpferli), unser kleinster Vogel; die *Kohl-* und *Blaumeise*, die *Lerche*, der *Buchfink*, der *Sperling*, der *Gimpel*, der *Kanarienvogel*. Zur Ordnung der Singvögel, trotz ihrer schreienden Stimme, gehören auch: die *Krähe*, der *Heher*, die *Elster*, die *Dohle* und der *Rabe*.

In heissen Ländern lebt der *Kolibri*, der kleinste und zierlichste Vogel der Erde; er hat ein glänzendes Gefieder und einen langen Schnabel. Seine erbsengrossen Eierchen legt er in ein kunstvolles Nest, das kaum so gross ist, wie eine Nusschale. Er führt ein Leben, ähnlich wie unsere Schmetterlinge.

22. Die Taubenvögel.

1. Die *Haustaube* ist ein beliebter, zierlicher Vogel. Ihr spitziger Schnabel ist höckerig; die Füsse sind rot, mit vier Zehen. Das Gefieder ist verschieden, meist aschblau. Sie kommt in sehr vielen Spielarten vor. Sie lebt paarweise, wie die Singvögel, und nährt sich von Sämereien. Die Jungen ätzt sie aus dem Kropfe, wo die Nahrung aufgeweicht wird.

Die Taube kann sehr gut fliegen und findet Hunderte von Stunden weit ihre alte Heimat wieder (Briestaube).

2.

Zu den Taubenvögeln zählen wir die lachende *Turteltaube* und die *wilde Taube*.

23. Die Hühnervögel.

1. Das *Haushuhn*. Der Kopf ist klein; die zwei braunen Augen haben eine weisse Nickhaut. Auf dem Kopf und unten

am Schnabel befinden sich rote, fleischige Lappen. Der Hals ist sehr beweglich und der Leib rund und dick. Die Beine sind dünn, mit vier Zehen. Das Huhn hat einen Scharrfuss; die Zehen sind nach vornen gerichtet und mit Hautlappen versehen.

Der Hahn ist grösser als das Huhn, auch schöner befiedert; im Schweife trägt er lange, gebogene Federn, am Fusse einen Sporn.

Das Huhn legt in ein kunstloses Nest grosse, weisse Eier, jährlich mehr als hundert Stück. Der Mensch verwendet sie meistens zu seiner Nahrung. Durch das Brüten entwickelt sich aus dem Ei ein junges Hühnchen. Die Gluckhenne sitzt geduldig auf zehn bis fünfzehn Eiern und nimmt sich kaum Zeit zum Fressen. Bei der gleichmässigen Blutwärme der Gluckhenne geht nun mit dem Dotter und dem Eiweiss des Eies eine wunderbare Veränderung vor. Nach 21 Tagen ist daraus ein lebendiges Hühnchen entstanden. Dieses pickt die Schale auf und kriecht heraus. Schon nach wenig Stunden ist das junge Küchlein munter und kann herumspringen. Die Gluckhenne behütet ihre Kinderschar unter ihren Flügeln und pflegt sie mit vieler Sorgfalt. Hunde, Raubvögel, ja selbst Menschen werden von der mutigen Gluckhenne in die Flucht gejagt. Welche Wunder vermag doch die Mutterliebe zu bewirken!

Das Huhn lebt in grosser Gesellschaft. Die Hennenschar steht unter dem Schutz und unter der Herrschaft *eines* Hahnes. Dieser duldet keinen zweiten Hahn neben sich. Er kündigt den Tag durch Krähen an.

Das zahme Huhn hat das Fliegen fast verlernt. Nur bei Gefahr flattert es mit grosser Mühe auf einen Baum oder auf das Hausdach.

Es nützt uns durch die nahrhaften Eier, sowie durch sein gesundes Fleisch.

2.

Die Hühnervögel können besser laufen, als fliegen. Das Männchen ist viel schöner und grösser, als das Weibchen.

Die Jungen verlassen sofort nach dem Auskriechen das Nest. Man nennt sie daher *Nestflüchter*. Ihre Nahrung besteht in Körnern, Würmern und Insekten.

Zu den Hühnervögeln gehören:



Die Wachtel.

Der stolze *Pfau* mit seinem wunderschönen Gefieder und der hässlichen Stimme; der bösertige *Truthahn*, die *Wachtel*, das *Rebhuhn* und der *Auerhahn*.

Der grösste Vogel der Erde, der schnellfüssige *Strauss*, lebt in heissen Ländern. Seine schönen Schwanzfedern, sowie die Deckfedern auf den Schultern werden

von den Frauen als Hutschmuck getragen. Der *Strauss* kann nicht fliegen, aber schneller laufen, als ein Pferd. Er wird 3 m hoch. Seine grossen Eier legt er in den Sand und überlässt bei Tag das Brüten der Sonne.

24. Die Watvögel.



Der Fischreiher.

1. Der *Fischreiher* hat einen langen Schnabel, einen kleinen Kopf mit einem Federbusch am Hinterhaupt und einen langen, leicht beweglichen Hals. Sein grau und weiss befiederter Leib ruht auf zwei langen, grauen Stelzbeinen. Beim Fliegen werden sie nach hinten gestreckt. Diese langen Füsse dienen dem Vogel

trefflich zum Waten in Sümpfen und Flüssen. Mit dem langen Halse holt er seine Lieblingsnahrung, die Fische, aus dem Wasser und verschluckt sie lebend. Er schadet durch das Wegfangen der Fische.

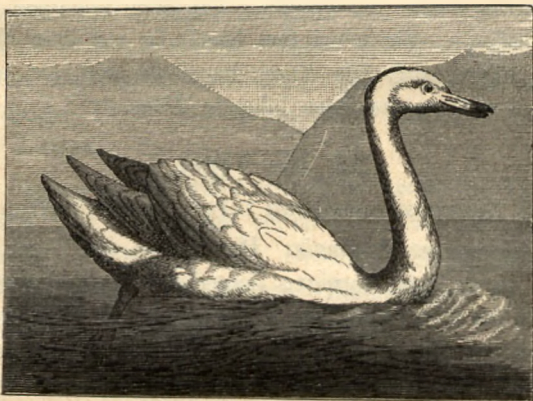
2.

Die **Wativögel** sind schnell segelnde Zugvögel, welche von Wassertieren leben. Damit sie dieselben in Sümpfen und in untiefem Wasser aufsuchen können, besitzen sie lange Stelzbeine und diesen entsprechend auch einen langen Hals.

Zu den Wativögeln gehören: Der *Storch*, die *Schnepfe*, der *Kranich*.

25. Die Schwimmvögel.

1. Der *Schwan*. Unter den Vögeln, welche unsere Gewässer bevölkern, ist der Schwan der schönste. Er hat einen roten, breiten Schnabel mit einem schwarzen Höcker an der Wurzel. Der Kopf ist klein und zierlich, der Hals sehr



lang und schön gebogen. Der Leib gleicht einem Schiffe. Die schön gerundete Brust durchschneidet die Wellen, wie der Vorderteil (Kiel) eines Fahrzeuges. Der breite Mittelleib stellt den Schiffsraum dar. Er verschmälert sich allmählich bis zum Schwanz, der dem Steuer gleicht. Die nach hinten gerichteten Füße mit den Schwimmhäuten zwischen den Zehen sind breiten Rudern zu vergleichen. Die grossen Flügel, halb geöffnet und vom Winde gebläht, treiben das Schiff als belebte Segel.

Das weisse, dichtenliegende Gefieder ist von Öl durchtränkt, so dass es das Wasser nicht hindurchlässt. Trockenem Leibes segelt daher der Schwan durch die Gewässer. Den Hals zierlich gebogen, den Kopf behaglich auf den Rücken gelehnt, die Flügel halb geöffnet, mit den Füßen fleissig rudern, so durchschneidet er in seinem blendend weissen Federkleide den blauen See. Er ist das Bild der Anmut und Schönheit und entzückt jedermann. Der Schwan lässt sich nicht einschliessen; frei will er dahinziehen. Bald durchmisst er stolz den See, bald verbirgt er sich im Schilf oder in abgelegenen Buchten. Aber immer kehrt er wieder zur Gesellschaft der Menschen zurück und freut sich, in deren Nähe zu sein.

2.

Die Schwimmvögel, zu welchen der Schwan gehört, haben ein weiches, fettiges Gefieder. Ihr Schnabel ist breit, meist löffelartig. Die Füsse stehen weit nach hinten, die Zehen sind durch Schwimmhäute verbunden. Die Schwimmvögel besitzen also Ruderfüsse. Sie leben fast beständig auf dem Wasser.

Wir zählen auf: Die *Ente*, die *Gans* und die auf dem Meere und auf grossen Seen lebende *Möve*.

26. Die Vögel.

a) Zusammenstellung ihrer Eigenschaften.

1. *Allgemeine Merkmale.* Die Klasse der Vögel zeichnet sich aus durch den hornigen Schnabel, die Federbekleidung und durch die Gestaltung der Vorderglieder zu Flügeln. Zähne fehlen, ebenso das äussere Ohr. Die Zunge ist hart, die Augen sind scharfsehend und haben eine Nickhaut. Die Vögel legen Eier mit einer Kalkschale, aus denen die Jungen durch Bebrütung entstehen.

2. *Innerer Bau.* Die innern Organe der Vögel sind denen der Säugetiere ähnlich. Sie haben ein Knochengerüste, rotes, sehr warmes Blut. Auch Magen, Herz und Lunge fehlen nicht.

3. *Lebensweise.* Die Vögel sind Lufttiere; denn Knochenbau, Federkleid und Flügel befähigen sie, zu fliegen. Während die meisten von ihnen die Lüfte durchziehen, um den Standort

zu wechseln, schreiten einige Arten auf der Erde umher, und andere durchschwimmen die Gewässer. Ihre Nahrung ziehen die Vögel teils aus dem Tierreich, teils aus dem Pflanzenreich. Viele Vögel führen ein Wanderleben, indem sie Sommer- und Winteraufenthalt wechseln.

4. *Entwicklung.* Den Jungen gegenüber zeigen die Vögel erstaunliche Liebe und Aufopferung. (Der Storch von Luzern.) Einige bauen kunstreiche Nester. Die *Nesthocker* schlüpfen nackt und hilflos aus dem Ei und bedürfen langer Pflege. Die *Nestflüchter* können vom ersten Tage an der Nahrung nachgehen.

5. *Verhältnis zum Menschen und zur Natur.* Die Vögel sind die Lieblinge der Menschen. Sie erfreuen uns durch ihren Gesang, durch ihr schönes Gefieder und durch ihr zierliches, anmutiges Wesen. Im Haushalt der Natur sind sie von grösster Bedeutung. Sie verhindern die Ausbreitung der schädlichen Insekten, sie schaffen die Überreste aus Pflanzen- und Tierreich beiseite und reinigen die Erde von Aas und Unrat.

Einige können gezähmt werden und sind dann teils nützliche, teils angenehme Haustiere (Huhn, Taube, Kanarienvogel, Star, Papagei, Pfau). Sie nützen durch ihre Eier, ihre Federn und ihr Fleisch.

6. *Einteilung.* Es giebt über 8000 Arten von Vögeln. Sie lassen sich in 7 Ordnungen einteilen: I. Ordnung: **Raubvögel**; II. Ordnung: **Klettervögel**; III. Ordnung: **Singvögel**; IV. Ordnung: **Taubenvögel**; V. Ordnung: **Hühnervögel**; VI. Ordnung: **Watvögel**; VII. Ordnung: **Schwimmvögel**.

b) Ergänzungsfragen.

1. Was versteht man unter a) Deckfedern, b) Steuerfedern, c) Schwungfedern?

2. Welche Vögel leben a) auf Gebirgen, b) in Ebenen und Feldern, c) im Hause, d) auf Bäumen, e) im Wasser?

3. Welche nähren sich a) von Körnern, b) von warmblütigen Tieren, c) von Aas, d) von Fischen und Amphibien, e) von Insekten?

4. Welches sind a) Standvögel, b) Zugvögel?

5. Welche bauen ihr Nest a) aus Erde, b) aus Haaren und Federn, c) aus Reisern, d) aus Moos?

6. Welche brüten a) auf der Erde oder in Höhlen, b) auf Bäumen, c) auf Felsen?

7. Welche Vögel sind a) Nesthocker, b) Nestflüchter?

8. Welche erfreuen uns a) durch ihren Gesang, b) durch ihr Gefieder, c) durch ihre Künste?

9. Welche nützen a) durch ihr Fleisch, b) ihre Eier, c) ihre Federn, d) ihre Ernährungsweise?

10. Wie können wir den nützlichen Vögeln Schutz gewähren?

11. Welche Vögel krähen, singen, schlagen, klappern, schnattern, krächzen, schreien, girren, lachen, rufen, zwitschern, gackern, lernen sprechen?

12. Welche Vögel gelten als schwatzhaft, bescheiden, diebisch, prahlerisch, stolz, kühn, sanft, dumm, liebevoll, lieblos, kampflustig?

13. Worin unterscheiden sich a) Buchfink und Kohlmeise, b) Huhn und Taube, c) Storch und Fischreiher?



Inhaltsverzeichnis.

Sprachliche Abteilung.

Erster Abschnitt.

Lesestücke.

Nr.		Seite.
1.*	Daß walte Gott! Julius Sturm	1
2.*	Eine Frage. G. Görres	1
3.	Der Herr der Herren. Caspari	1
4.*	Gottes Auge. G. Ch. Dieffenbach	2
5.*	Die wandelnde Glocke. Göthe	3
6.*	Der rechte Weg. Fr. Rückert	3
7.	Der Wiedergenesene. J. A. Krummacher	4
8.*	Das beste Ruhekissen. Agnes Franz	4
9.*	Vom Gebrauche der Glieder. Fr. Rückert	5
10.	Der Kürbis und die Eichel. Chr. Schmid	5
11.*	Gott lebt noch. Jul. Sturm	6
12.	Die sonderbare Mauer. Chr. Schmid	7
13.	Drei Freunde. Herder	9
14.*	Der Mensch schaltet; Gott waltet. Volksmund.	9
15.*	An Gottes Segen ist alles gelegen. J. Brässel	10
16.*	Kind und Mutter. Jul. Sturm	11
17.	Kindliche und brüderliche Liebe. Schubart	11
18*	Der junge Baum. Weisse	12
19.	Die Henne und ihre Küchlein	12
20.*	Der Knabe und die Datteln. Pfeffel	13
21.	Die treuen Brüder. Chr. Schmid	13
22.*	Der alte Landmann an seinen Sohn. Hölty	14
23.	Geistesgegenwart eines Knaben. Bearbeitet v. C. Balfiger	15
24.*	Der verlorne Brief. Augustin Keller	16
25.*	Daß Pferd und der Esel. Gleim	16
26.*	Das Kutschpferd und der Ackergaul. Gellert	17
27.	Der Reichtum. Jäger	17
28.*	Was rein zu halten ist. Johann Jordan	18
29.	Kindliche Gutthätigkeit. Th. Scherr	19

Die mit * bezeichneten Lesestücke sind Gedichte.

Nr.		Seite.
30.	Das Wunderkästchen. Chr. Schmid	20
31.	Eine treue und starke Gattin. Th. Scherr	21
32.	Wo nichts ist, kommt nichts hin. Was nicht ist, das kann werden. J. P. Hebel	22
33.*	Deheime (Mundart). J. B. Forrer	23
34.	Der Pilger. Chr. Schmid	23
35.	Der fechtende Handwerksbursche. J. P. Hebel	24
36.	Ein kostbares Kräutlein. Chr. Schmid	25
37.	Eile mit Weile. Ch. Schmid	26
38.	Mut und Nächstenliebe. (Aus „Freundliche Stimmen an Kinderherzen“.)	26
39.	Menschlichkeit im Kriege. Bearb. v. J. Kuoni	29
40.	Trau, schau, wem! Seb. Frank	30
41.	Leichtsinn und Fürsorge. Th. Scherr	30
42.	Das mutige Thurgauermädchen. (Thurg. Lesebuch.)	32
43.	Die Bärenhaut. W. Curtmann	33
44.	Der junge Schornsteinfeger. Campe	35
45.	Nachgeben stillt den Krieg	36
46.*	Der Kirschbaum. J. P. Hebel	37
47.*	Die Weiden am Bache. Fr. Hoffmann	38
48.*	Das Vogelnest. J. Sturm	39
49.	Der Hirsch am Bache. A. G. Meißner	40
50.*	Eichhörnchen. Hoffmann v. Fallersleben	41
51.	Die blinde Ratte. W. Curtmann	41
52.*	Die Murtner Linde zu Freiburg. J. Reithard	42
53.	Der Retter in der Not. (Aus „Freundliche Stimmen an Kinderherzen“.)	43
54.*	Mis Dörfli (Rheinthaler Dialekt). J. Brässel	45
55.*	Der Winter. J. P. Hebel	47

Zweiter Abschnitt.

Übungsstoffe zur Sprachlehre.

A. Aus der Satz- und Wortlehre.

1.	Die Ergänzung	49
2.	Die Fallbiegung des Hauptwortes	52
3.	Die Biegung des persönlichen Fürwortes	53
4.	Die Ergänzung mit Vormort	54
5.	Die Leideform des Zeitwortes	55
6.	Die Umstandsbestimmung	56
7.	Die bezüglichen Zeitformen	61

Nr.		Seite.
8.	Die Velfügung	63
9.	Die Biegung des Eigenfchaftswortes	66
10.	Der einfache Satz mit mehreren Erweiterungen	68

B. Auß der Rechtfchreibefehre.

11.	Einzelne Buchftaben und Silben	68
12.	Trennung der Silben	69
13.	Große und kleine Anfangsbuchftaben	70
14.	Ergebniffe	71

Realiftifche Abtheilung.

Erfter Abfchnitt.

Vaterlandskunde.

1.	Der Kanton Bafel-Landschaft	76
	a) Der Bezirk Urlesheim	79
	b) Der Bezirk Viefthal	82
	c) Der Bezirk Siffach	85
	d) Der Bezirk Waldburg	87
2.	Größenverhältniffe und Bevölkerung von Bafelland	91
3.	Die Schweiz	93
4.	Das Juragebirge	94
5.	Das Mittelland	95
6.	Die Voralpen	96
7.	Die Hochalpen	98
8.	Die Thäler und Gewässer der Schweiz	101
9.	Von den Dünften in der Luft	105
10.	Das Schweizervolk	107

Zweiter Abfchnitt.

Auß der Gefchichte.

1.	Der erſte Schweizerbund, 1291	110
2.	Die Bögte	112
3.	Der Nütlfchwur. Vertreibung der Bögte, 1308	113

Nr.		Seite.
4.	Albrechts Tod, 1308	115
5.	Die Schlacht am Morgarten, 1315	116
6.	Luzern tritt in den Bund, 1332	116
7.	Die Schlacht bei Laupen, 21. Juni 1339	117
8.	Die Zürcher Mordnacht, 1350 Zürich tritt in den Bund, 1351	118
9.	Der Bund der acht alten Orte	119
10.	Der Sempacherkrieg, 1386	120
11.	Die Schlacht bei Näfels, 1388	122
12.	Die Appenzeller und der Fürst von St. Gallen	123
13.	Die Schlacht bei Bögelszegg, 1403	124
14.	Die Schlacht am Stoß, 1405	125
15.	Der Ausgang des Appenzellerkrieges	125
16.	Die Eidgenossen erwerben Unterthanenlande	126
17.	Der alte Zürichkrieg. Schlacht bei St. Jakob an der Sihl, 1443	128
18.	Belagerung und Mord von Greifensee, 1444	129
19.	Die Schlacht bei St. Jakob an der Brüz, 26. Aug. 1444	130
20.	Ende des Krieges	132
21.	Der Burgunderkrieg. Die Schlacht bei Héricourt, 1474	133
22.	Die Schlacht bei Grandson, 1476	134
23.	Die Schlachten bei Murten und Nancy, 1476 und 1477	136
24.	Folgen des Krieges. Die Tagfagung zu Stans, 1481	138
25.	Hans Walbmanns Sturz, 1489	139
26.	Die Zerstörung des Klosters in Morschach, 1489	140
27.	Die Veranlassung zum Schwabekriege	142
28.	Die ersten Gefechte im Schwabekriege, 1499	143
29.	Die Schlacht bei Fraßtenz, April 1499	144
30.	Die Schlacht an der Kalvenklause, Mai 1499	146
31.	Die Schlacht bei Dornach, Juli 1499. Der Friede	147
32.	Ergebnisse	148

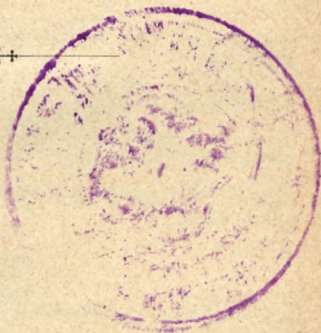
Dritter Abschnitt.

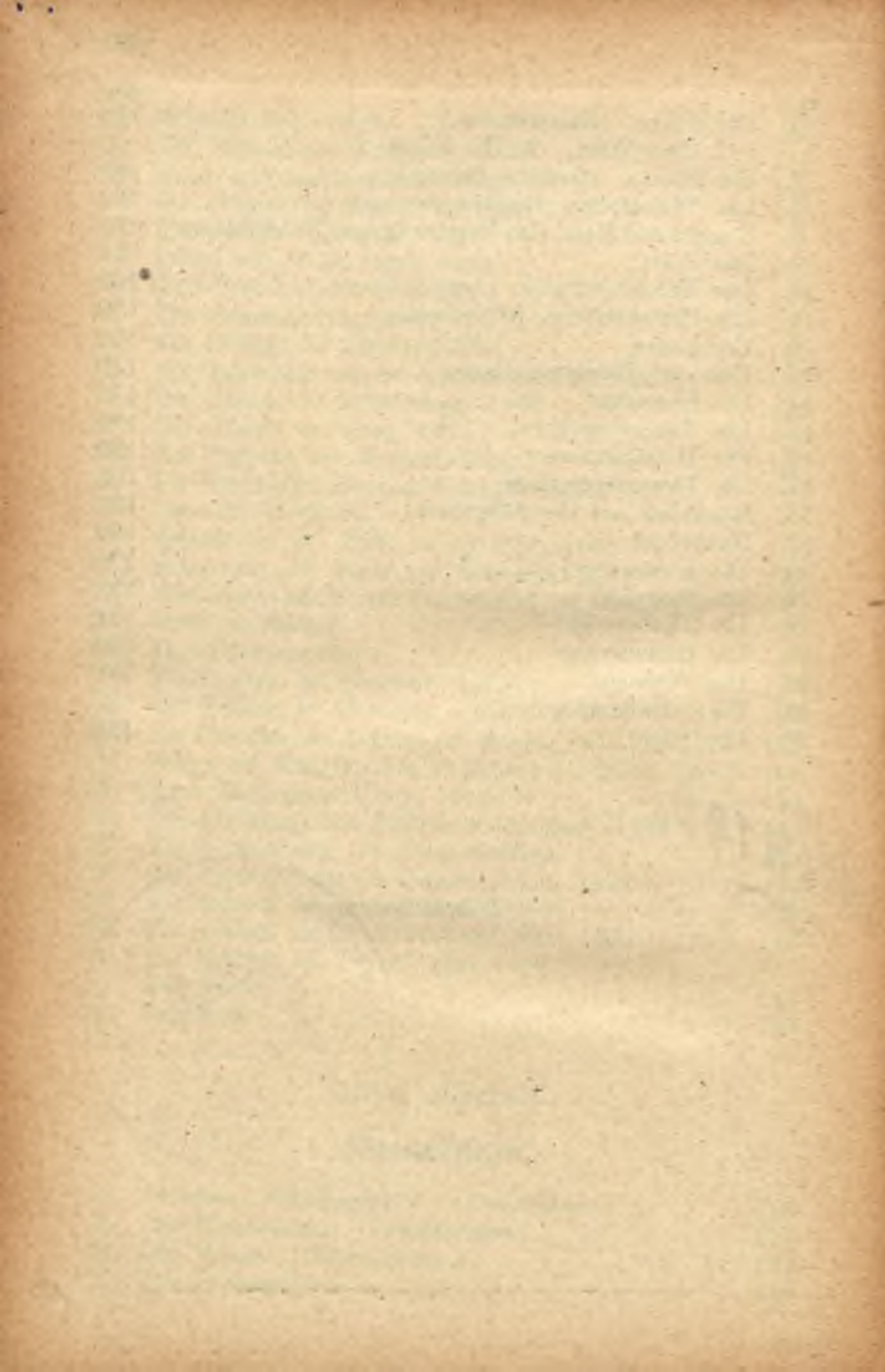
Naturkunde.

1.	Veilchens Frühlingsgruss. (Zierpflanzen.)	150
2.	Der Kirschbaum. (Fruchtbäume.)	152
3.	Die Wiese. (Futterkräuter.)	154
4.	Der Löwenzahn	156

Nr.		Seite.
5.	Die Föhre. (Holzpflanzen.)	158
	1. Der Wald. 2. Die Föhre.	
6.	Der Flachs. (Gewebepflanzen.)	160
7.	Der Weinstock. (Getränkpflanzen.)	162
8.	Roggen und Mais, eine Vergleichung. (Nährpflanzen)	165
9.	Das Blatt	167
10.	Der Holunderstrauch. (Arzneipflanzen.)	169
11.	Die Herbstzeitlose. (Giftpflanzen.)	170
12.	Ergebnisse	173
13.	Plan zur Tierbeschreibung	176
14.	Die Säugetiere	177
15.	Die Zehensäugetiere	177
16.	Die Hufsäugetiere	182
17.	Die Flossensäugetiere	185
18.	Rückblick auf die Säugetiere	187
19.	Raubvögel	189
20.	Die Klettervögel	191
21.	Die Singvögel	192
22.	Die Taubenvögel	194
23.	Die Hühnervögel	194
24.	Die Watvögel	196
25.	Die Schwimmvögel	197
26.	Die Vögel	198

#18192





Französisch.

Baumgartner und Zuberbühler, neues Lehrbuch der französischen Sprache.
In grünem Original-Leineneinband. Fr. 2. 25

. Dieses vielorts obligatorisch eingeführte Lehrmittel findet seiner rasch zu praktischen Resultaten führenden Methode wegen überall die höchste Anerkennung.

Baumgartner, Französische Elementargrammatik. 75 Cts.

. Treffliche Beigabe zum „Lehrbuch“, neben welchem diese Grammatik in besondern Stunden unter Mittheilung auf das praktisch Durchgenommene behandelt werden kann.

— — **Lese- und Übungsbuch für die Mittelstufe des französischen Unterrichtes.** Fr. 1. 20

— — **Französisches Übersetzungsbuch.** 60 Cts.

. Es eignet sich diese Aufgabensammlung vorzüglich zu Wiederholung der Grammatik im Anschluß an des Verfassers Französische Elementargrammatik.

Britt-Sohl, G., Vocabul. u. Elementarbuch von Karl Keller. 60 Cts.

Keller, K., Französisches Elementarbuch. II. Teil 1. Fr. 2. —

II. Teil 2/3. Fr. 2. —

Keller, Karl, Prof., Systematische französische Sprechübungen für die mittlern Stufen des französischen Sprachunterrichts in deutschen Schulen.

1. Aufl. Reducierter Preis 50 Cts. 2. Aufl. Fr. 1. 50

— — **Französische Sprachschule, enthaltend Stoff zu französischen Lese-, Sprech- und Schreibübungen für die zweite Stufe des französischen Sprachunterrichts in deutschen Schulen.** Fr. 2. 50

Luppe, Gust., Dr., und Ottens, Zul., Professoren in Kiel. Elementarbuch der französischen Sprache für Oberrealschulen, Realschulen und verwandte Anstalten. I. Teil Fr. 1. 50, II. Teil Fr. 1. 80, III. Teil Fr. 2. —

. Dieses vorzügliche Lehrbuch bezweckt, den französischen Sprachunterricht an lateinlosen Realschulen so zu gestalten, daß er in Bezug auf Gymnastik des Geistes Ersatz bietet für den ausfallenden Unterricht des Lateinischen.

Ottens, J., französische Schulgrammatik im Anschluß an das Elementarbuch der französischen Sprache von Luppe-Ottens. Fr. 2. 40

. Die vorliegende französische Schulgrammatik ist hervorgegangen aus einer gründlichen Umarbeitung der bisher in Gebrauch gewesen französischen Grammatik von Karl Keller.

— — **Übungsbuch zum Übersetzen ins Französische im Anschlusse an des Verfassers französische Schulgrammatik. 140 Seiten 8^o. cart. Fr. 1. 60**

Italienisch.

Daverio, Luigi Ercole, Scelta di prose italiane ad uso della studiosa gioventù. 2 edizione riv. ed ampl. da G. E. Wolf. Fr. 4. 35

Geist, Carl Wilhelm, Lehrbuch der italienischen Sprache. Fr. 5. —

. Das Buch ist eine sehr wertvolle Arbeit, die ganz in der Richtung der Bestrebungen zum Bessern auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts verfaßt ist.

Lardelli, Letture scelte ad uso degli Studiosi della Lingua italiana. Fr. 3. —

. Methodisch geordneter Lesestoff, der neben jeder Grammatik zweckmäßige Verwendung findet.

Orelli, G. G., Saggi d'eloquenza italiana, scelti per uso del Liceo cantonale de' Grigioni. Fr. 1. 50

Französisch-Deutsch.

Keller, Karl, Grammaire allemande. 4^{me} édition. Fr. 3. —

. Cette grammaire excellente est beaucoup appréciée dans les écoles supérieures de la Suisse française et de la France.

Italienisch-Deutsch.

Gaffino, F., Grammatica teorico-pratica della lingua tedesca

I^o Corso, 2. Aufl., in grauem Original-Leineneinband Fr. 3. —

II^o Corso, 2. Aufl., id. Fr. 2. —

Beide Kurse in einem Original-Leineneinband Fr. 5. —

. Questa grammatica è elaborata secondo il programma ministeriale per le scuole tecniche del Regno d'Italia.

H. R. RUEGG'S

SPRACH- UND LEHRBÜCHER

FÜR DIE

SCHWEIZERISCHEN VOLKSSCHULEN

- Fibel. Erstes Sprachbüchlein für schweizerische Elementarschulen. In Frakturschrift.
- Fibel. Erstes Sprachbüchlein für schweizerische Elementarschulen. In Antiquaschrift.
- Fibel. Erstes Sprachbüchlein für schweizerische Elementarschulen. Ausgabe für den Kanton Bern. In Frakturschrift.
- Lesebuch für die aargauischen Primarschulen, I. Schuljahr. Bearbeitet von F. Hunziker, Seminarlehrer, und J. Keller, Seminardirektor. In Frakturschrift.
- Zweites Sprachbüchlein für schweizerische Elementarschulen. In Frakturschrift.
- Zweites Sprachbüchlein für schweizerische Elementarschulen. In Antiquaschrift.
- Zweites Sprachbüchlein für schweizerische Elementarschulen. Ausgabe für den Kanton Bern. In Frakturschrift.
- Lesebuch für die aargauischen Gemeindeschulen, II. Schuljahr. Bearbeitet von F. Hunziker, Seminarlehrer, und J. Keller, Seminardirektor. In Frakturschrift.
- Drittes Sprachbüchlein für schweizerische Elementarschulen. In Frakturschrift.
- Drittes Sprachbüchlein für schweizerische Elementarschulen. In Antiquaschrift.
- Drittes Sprachbüchlein für schweizerische Elementarschulen. Ausgabe für den Kanton Bern. In Frakturschrift.
- Lehr- und Lesebuch für die aargauischen Gemeindeschulen, III. Schuljahr. Bearbeitet von F. Hunziker, Seminarlehrer, und J. Keller, Seminardirektor. In Frakturschrift.
- Lehr- und Lesebuch für die mittleren Klassen schweizerischer Volksschulen, I. Teil, 4. Klasse. In Fraktur- und Antiquaschrift.
- Schulbüchlein für das vierte Schuljahr. Ausgabe f. d. Kanton Zürich. In Antiquaschrift.
- Schulbuch für den sprachlichen und realistischen Unterricht in thurgauischen Primarschulen. IV. Schuljahr. In Fraktur- und Antiquaschrift.
- Lehr- und Lesebuch für die mittleren Klassen schweizerischer Volksschulen. Ausgabe f. d. Kanton St. Gallen. I. Teil, IV. Schuljahr. In Fraktur- und Antiquaschrift.
- Lehr- und Lesebuch für die aargauischen Gemeindeschulen, IV. Schuljahr. Bearbeitet von F. Hunziker, Seminarlehrer, und J. Keller, Seminardirektor.
- Lehr- und Lesebuch für die mittleren Klassen schweizerischer Volksschulen. II. Teil, 5. Klasse. In Fraktur- und Antiquaschrift.
- Schulbuch für den sprachlichen und realistischen Unterricht in thurgauischen Primarschulen. V. Schuljahr. In Fraktur- und Antiquaschrift.
- Lehr- und Lesebuch für die mittleren Klassen schweizerischer Volksschulen. Ausgabe für den Kanton St. Gallen. Zweiter Teil, V. Schuljahr. In Fraktur- und Antiquaschrift.
- Lehr- und Lesebuch für die aargauischen Gemeindeschulen, V. Schuljahr. Bearbeitet von F. Hunziker, Seminarlehrer, und J. Keller, Seminardirektor.
- Lehr- und Lesebuch für die mittleren Klassen schweizerischer Volksschulen. III. Teil, 6. Klasse. In Fraktur- und Antiquaschrift.
- Schulbuch für den sprachlichen und realistischen Unterricht in thurgauischen Primarschulen. VI. Schuljahr. In Fraktur- und Antiquaschrift.
- Lehr- und L
von f
Lehr- und L
für d
und l
Lehr- und L
von f
Lehr- und L
beitet

Bearbeitet

Ausga:
Fraktu

Bearbeitet

: Bear:

1000072793

